Zeno-Zeitung
Kreiszeitung

Verlag: Gebr. Lensing, Verlagsanstalt K.-G., Zweigniederlassung Ahaus
57. Jahrgang.

Geschäftsstelle in Gronau: Gebr. Lensing, Verlagsanstalt K.-G., Adolf-Hitler-Straße 36, Fernsprecher Nr. 260. Bankkonten: Kreis- und Stadtsparkasse Ahaus, Gewerbebank Ahaus, Städt. Sparkasse Gronau i. W. und Gronauer Volksbank. Anzeigenpreis für sämtliche Zeno-Zeitungen 10 Pfg. bei 22 Millimeter Breite, für die Kreiszeitung für den Kreis Ahaus 8 Pfg. Nachlaß nach Preisliste.

Erscheint täglich. Bezugspreis monatlich durch Boten 2,10 Mk., durch die Post 2,20 Rm. einschl. 0,40 Rm. Postgebühren, zuzügl. 0,42 Rm. Bestellgeld. Schriftleitung und Geschäftsstelle in Ahaus: van-Delden-Str. 8. Telegr.-Adresse: Kreiszeitung Ahaus i. W. Fernruf Nr. 450. Postschließfach 65. Postscheck-Konto: Hannover 22 729.

Gronauer Volkszeitung — für den Kreis Ahaus — Eper Volksblatt

Nummer 56 | Sonntag, den 27. Februar 1938 | Jahrgang 1938

Der Meinungsaustausch zwischen Italien und England.

Noch ein hartes Stück Weges zu gehen.

Von unserem römischen Korrespondenten.

L. E. **Rom**, im Februar.

Auch diesmal wird man guttun, das Zeichen zum Beginn der italienisch-englischen Verhandlungen nicht als die Einleitung zu einer leichten Handlung zu betrachten. Solchen Illusionen gibt sich in Rom niemand hin. Die Besprechungen stellen zunächst einen Austausch von Ansichten dar, sie zielen nicht unmittelbar schon auf einen Akkord, auf ein Abkommen.

Wenn die maßgebenden römischen Kreise dennoch einen gewissen Optimismus hegen, so liegt das mehr in Personenfragen als im Sachlichen begründet. Chamberlain ist nicht Eden. Er gilt hier als ein „realisierendes" Temperament im englischen Sinne des Wortes: als ein Gegner der Doktrinen, der Polemiken. Man glaubt von ihm, daß er lieber etwas opfert, um seinen Hauptzweck zu erreichen, als durch starre Unnachgiebigkeit den Hauptzweck selbst zu gefährden. Daß in der gegenwärtigen Phase der historischen Entwicklung des englischen Imperialismus ihm die Aufrechterhaltung des Status quo als das größte Interesse Englands erscheint, — diese Auffassung teilt er gewiß mit Eden. Aber man hält ihn hier eher als Eden für fähig, Opfer zu bringen, als diesen Status quo der Gefahr eines Erdbebens auszusetzen. Aber auch das Doktrinäre (das Genfer Prinzip) und das Polemische (gegenüber der Achse Rom—Berlin), wie es Eden eignet, liegt ihm nicht. Auf diesen Unterschied der Temperamente begründen sich in erster Linie die italienischen Hoffnungen.

Sachlich ist hier natürlich sehr wohl bemerkt worden, daß Chamberlain — wenn auch nicht in seiner Rede selbst —, so doch in den Erwiderungen auf die Oppositionsredner gesagt hat: „Italien wird Zugeständnisse machen müssen, vor allem hinsichtlich des spanischen Problems, bevor England mit ihm zu einem Akkord gelangen kann." Das bedeutet, daß die spanische Frage zwar nicht ein Hindernis für die Eröffnung der Verhandlungen ist, daß sie es aber im Laufe der Verhandlungen wieder werden könnte. Es handelt sich nach Chamberlain selbst erst um einen Gedankenaustausch, nicht aber schon unmittelbar schon um die Erreichung eines Akkords. Zwischen diesen beiden Phasen kann sehr wohl der Punkt liegen, wo Chamberlain Zugeständnisse fordern wird. Einstweilen sieht der englische Premier die Dinge wohl so, daß nach den wiederholten italienisch-englischen Verständigungen (am 4. November, Anfang Februar und jetzt durch die Mitteilung Grandis von der Annahme der neuesten englischen Vorschläge) in den Fragen der Seekontrolle, der Zurückziehung der Freiwilligen und der Zuerkennung der Kriegführendenrechte man sich nicht darauf versteifen kann, engstirnig diese Frage restlos im englischen Sinne gelöst zu sehen. Nachdem Italien ursprünglich jedes Kompromiß gerade in der spanischen Frage als gefährlich bezeichnet hatte, hat es sich schließlich doch zu der Einsicht bekehrt, daß von allen Seiten Zugeständnisse gemacht werden müßten. Indem es seit dem 4. November dem wiederholt praktisch Folge gegeben hat, mußte die Eden'sche Halsstarrigkeit schließlich als eine Unmöglichkeit erscheinen. So erscheint zwar der Personenwechsel als ein sehr wichtiges Ereignis, sachlich wird aber noch ein hartes Stück Weg zu gehen sein. Das sagte die „Times", und die italienische Presse hat das Wort übernommen und stark unterstrichen.

Durch die Reise des englischen Botschafters Lord Perth nach London tritt eine kurze Pause ein. Der Botschafter hat in Rom vor seiner Abreise eine sehr lange Unterredung mit dem Grafen Ciano gehabt. Es sind in ihr alle schwebenden Fragen besprochen worden; er hat also wichtige Informationen nach London mitgenommen und wird zweifellos sehr umfassende Instruktionen von London mitbringen. Auch Graf Grandi, der italienische Botschafter in London, hat vorübergehend seinen Posten verlassen und ist jetzt in Rom eingetroffen, um an der Sitzung des Großen Faschistischen Rates teilzunehmen. Natürlich wird er hier auch Gelegenheit haben, mit seinem Regierungschef dieselben Fragen zu erörtern, deren Besprechung Lord Perth zur Reise nach London veranlaßt hat. Wie viele bedeutsame Fragen im Mittelmeer schweben, ist in der letzten Zeit deutlich genug wieder zutage getreten. Die strategische Lage im Mittelmeer, die Frage, ob der Ausbau Cyperns als englische Flottenbasis erfolgen soll, die strategische Lage an der ägyptisch-libyschen Grenze und viele andere Dinge gehen Italien und England an. In der palästinensischen Frage liegt neuerdings auch eine klare Stellungnahme Italiens vor: Rom hält zwar die Schaffung eines Judenstaates für die einzig mögliche Lösung des Judenproblems, wünscht ihn aber nicht in Palästina verwirklicht zu sehen. Grundsätzlich ist zu bemerken, daß Italien nur an zweiseitige Verhandlungen über das Mittelmeer denkt, nicht aber um einen Mittelmeerpakt, der alle Mittelmeeranrainer umfassen würde. Es fürchtet, und dies wohl mit Recht, durch einen solchen Vertrag „eingewickelt" zu werden.

Wichtig ist, daß Italien von dem Gang der Fühlungnahme mit England Deutschland stets auf dem Laufenden halten wird. Immer wieder ist in letzter Zeit, wenn von der Möglichkeit englisch-italienischer Verhandlungen gesprochen wurde, in Zeitschriften und Zeitungen festgestellt worden, daß die englisch-italienischen Beziehungen sich nicht unabhängig von einer Konstellation regeln lassen würden, deren Symbol die Achse Rom—Berlin sei.

Chautemps und Delbos wurden unterrichtet.

Englands Botschafter in Paris über die Voraussetzungen der Verhandlungen mit Italien.

(!) **Paris**, 26. Februar.

Wie es heißt, soll der englische Botschafter in Paris, der am Freitagnachmittag in der Kammer eine Unterredung mit Ministerpräsident Chautemps und Außenminister Delbos hatte, die französischen Minister über die Voraussetzungen der Verhandlungen mit Italien unterrichtet haben. Man nenne vor allem folgende drei Punkte: Anerkennung der italienischen Eroberung Abessiniens, Gleichgewicht der Flottenstreitkräfte im Mittelmeer und Zuerkennung der Kriegführenden-Rechte an die beiden in Spanien kämpfenden Parteien. England habe den Eindruck, daß man sich auf dieser Grundlage mit Rom einigen könnte.

Von Aegypten und vom Suez-Kanal soll entgegen den bisher umlaufenden Gerüchten nicht mehr die Rede sein.

Oesterreichische Presseverordnungen.

DNB **Wien**, 26. Februar.

Die amtliche „Wiener Zeitung" veröffentlicht am Sonnabend eine Reihe von Presseverordnungen, deren wichtigste Bestimmungen in § 1 wie folgt zusammengefaßt sind:

Wer vorsätzlich oder grobfahrlässig durch den Inhalt eines Druckwerkes den inneren Frieden oder die zwischenstaatlichen Beziehungen Oesterreichs zu einem anderen Staat ernstlich gefährdet, begeht eine Verwaltungsübertretung und wird unbeschadet einer allfälligen strafgerichtlichen Ahndung von der Bezirksverwaltungsbehörde im Amtsgebiet einer Bundespolizeibehörde von ihr mit einer Geldstrafe bis zu 2000 Schilling oder Arrest bis zu drei Monaten bestraft.

In § 2 heißt es ferner, daß bei wiederholten Verstößen gegen diese Bestimmungen die Bewilligung zur Herausgabe der Zeitung für eine bestimmte Zeit oder für dauernd entzogen werden kann.

Englands größter Flottenhaushalt seit 1919.

Ausgabensteigerung auch für das Heer.

£ **London**, 26. Februar.

Wie der Flottenkorrespondent des „Daily Telegraph" voraussagt, wird der englische Flottenhaushalt für 1938, der Anfang nächsten Monats im Parlament eingebracht wird, erheblich höher sein als der von 1937, der rund 105 Millionen Pfund auswies. Der neue Flottenhaushalt werde überhaupt der größte Flottenhaushalt seit 1919 sein. Damals wurden 154 Millionen Pfund für die Flotte zur Verfügung gestellt. Bei den einzelnen Positionen erwarte man starke Ausgabensteigerungen für Neubauten, für die 1937 rund 29 Millionen ausgeworfen wurden, ferner für die Besatzungen, die gegenwärtig insgesamt 112 000 Mann zählten, und dann in bezug auf die Beschaffung von Rüstungsteilen, Geschützen, Granaten, Torpedos usw., wofür im vergangenen Jahre rund 13,4 Millionen Pfund aufgewendet wurden. Im neuen Haushaltsjahr werde voraussichtlich für die Luftwaffe der Flotte eine Sondersumme bewilligt werden, während im vergangenen Jahr die Finanzierung der Marineluftwaffe noch durch das Luftfahrtsministerium erfolgte.

Das Bauprogramm für Schlachtschiffe und Kreuzer, so fügt das Blatt hinzu, könne wegen der Ungewißheit bezüglich der japanischen Bauten zeitweilig aufgehalten oder auf einer provisorischen Basis entworfen werden. Wenn die neuen Schlachtschiffe vielleicht auch größer als die 35 000-Tonnen-Schiff der König-Georg-V.-Klasse, die man jetzt baue, sein mögen, so werde England doch weiter die Vertragsbegrenzungen auf Kreuzer und andere Schiffsarten beachten, solange diese nicht von irgendeiner anderen Macht überschritten würden.

Auch der Haushalt für das Heer wird nach dem „Daily Telegraph" der höchste seit vielen Jahren sein. Man rechnet damit, daß sich die Gesamtsumme um etwa 100 Millionen Pfund bewegen wird.



Entgiftungstrupp bei einer Luftschutzübung an der Arbeit.

Im Rahmen einer mehrtägigen Luftschutzübung wurde in diesen Tagen ganz Niederschlesien verdunkelt. Vorher wurde in Glogau eine große Uebung durchgeführt, bei der 8000 Mitglieder des Selbstschutzes in Tätigkeit traten. Hier sieht man einen Entgiftungstrupp in den Straßen Glogaus bei der Arbeit. (Scherl)

Die Woche.

Die große Reichstagsrede des Führers war ein historisches Weltereignis. Sie hat in der Presse aller Staaten ein Echo geweckt und ausgelöst, aus dessen Stärke allein schon hervorgeht, daß Deutschlands Geltung und Stellung in der Welt durch die Politik des Führers wieder einen ersten Rang und Platz erhalten hat und daß seine Stimme nicht nur gehört, sondern im Konzert der Völker zu einem beherrschenden Faktor geworden ist. Das ist eine Wandlung von so tiefgehender und tiefgreifender Art, daß sie nur der so ganz begreifen, fassen und ermessen kann, der die schmachvolle Erniedrigung kennt, in der sich Deutschland so lange befunden hat, als es das Spielzeug und das Objekt der Politik der andern war.

Aber nicht nur aus dem nachhaltigen und anhaltenden Echo der Weltpresse geht die Umwandlung hervor, sondern aus der politischen Wirkkraft, die in der Rede liegt und von ihr ausgeht. Die Kabinette haben sich mit ihr befaßt und die Parlamente der sogenannten demokratischen Staaten sind zu einer Debatte der Außenpolitik zusammengetreten. Wir haben eine Unterhaus- und Oberhausaussprache erlebt und seit Freitag ist die französische Kammer versammelt, um, wie es in der Ankündigung heißt, „die Politik zu überprüfen". Wir sind ganz zweifellos in einem Stadium der Entwicklung angekommen, wo man vielleicht doch allgemein zu der Einsicht kommt, daß die alten Methoden der internationalen Politik falsch und überwunden sind und daß nun Europa neue Wege gehen und beschreiten muß. Die Periode, die mit den Begriffen Versailles und Genf verbunden war, ist ein für allemal vorbei. Die Phrase von der „kollektiven Sicherheit", hinter der sich die Einmischungspolitik Sowjetrußlands zum Zweck der Bolschewisierung Europas mit allen Mitteln verbarg, hat sich immer mehr als ein untaugliches, ja gefährliches Instrument enthüllt. Denn diese Erfindung französisch-sowjetrussischer Militärpolitik konnte niemals ein Instrument des Friedens sein; sie war und ist eine permanente Gefahr für Europa, eine Kriegsgefahr und eine Gefahr für den inneren Bestand der Staaten, weil die in ihr liegende Salonfähigkeit Sowjetrußlands die Völker zu einem Tummelplatz der Komintern gemacht hat, deren Aufgabe die bewußte Revolutionierung der demokratischen Staaten ist. Ein neuer Zeitabschnitt beginnt, ob ihn andere wollen oder nicht. Seine Grundsätze sind in der Führerrede klar herausgestellt.

Am ehesten scheint England geneigt, seine politische Haltung einer Korrektur zu unterziehen. Mit der Ernennung von Lord Halifax zum Außenminister ist jedenfalls die Tätigkeit eines Mannes abgeschlossen, der völlig in den Wegen von Versailles und Genf befangen war und dessen persönliche und sachliche Orientierung zur Volksfrontpolitik Frankreichs zu einer dauernd steigenden Abwertung des englischen politischen Einflusses geführt hat. Herr Eden hat das Foreign Office, das Außenamt, verlassen, und außer seinen Freunden von der Volksfront wird ihm niemand eine Träne nachweinen. Er geht als ein Politiker, der von sich sagen kann, daß seine doktrinäre Einstellung zu den Problemen Europas ihn daran gehindert hat, zu sehen, daß längst neues Leben von den Dingen um ihn herum Besitz ergriffen hat. Aber vielleicht war es gerade dies, was ihn veranlaßt hat, sich stärker in das Fahrwasser des Stalinschen Kurses zu begeben und in dieses Schlepptau nehmen zu lassen, als es für England gut und bekömmlich war. Das hat ihm auch die große englische Presse attestiert. Wenn nunmehr Lord Halifax die Leitung des Außenamts übernommen hat, so dürfen wir uns daran erinnern, daß er es gewesen ist, der vor nicht langer Zeit beim Führer war und in persönlicher Aussprache die Grundsätze und Grundzüge der deutschen Außenpolitik hat kennen lernen können. Da wir auch von Herrn Chamberlain wissen, daß er Ansätze dazu gezeigt hat, andere Wege zu beschreiten, die der neuen Lage in Europa gerechter werden, so möchte man hoffen und erwarten, daß wir wirklich am Wendepunkt der Entwicklung bisher abseits stehender Mächte zu den neuen Methoden sind, deren Europa bedarf, um den Frieden zu bewahren, und die der Führer so oft proklamiert hat.

So verspricht die Woche, die mit dem 20. Februar und der Rede des Führers ihren Anfang nahm, in der europäischen Politik eine grundlegende Bedeutung zu erhalten. Der Führer aber hat in seiner Rede auch eine Frage behandelt, die für die notwendige Verständigung unter den Völkern von ganz wesentlichem Gewicht ist. Das ist die Pressefrage. Es kann heute unter den Menschen des 20. Jahrhunderts keinen mehr geben, der sich über den Einfluß der Presse nicht im klaren wäre. Und unter den Staatsmännern nun schon gar nicht. Es war ebenso notwendig wie es hoffentlich heilsam sein wird, daß von einer solchen Stelle aus einmal deutlich und mit ganz krasser Offenheit diese Frage vor der Oeffentlichkeit angepackt und erörtert worden ist, an der die Völker kranken. Der Führer hat das verbrecherische Treiben jener frechen hetzerischen Elemente der Weltpresse demaskiert, die eine ständige Bedrohung des Friedens sind, die mit ihren bewußten Lügen und Verleumdungen jede Atmosphäre ver-

giften, die die Menschen untereinander verhetzen und die Völker entzweien, deren Geschäft es ist, Unfrieden zu säen und Unruhe zu stiften. Er hat jene geistige Prostitution angeprangert, die im Solde dunkler Geldmächte und jüdischen Kapitals sich der gewerblichen Lüge hingibt. Das sind jene Zerstörer jeder Verständigung, die nicht ein sittliches Prinzip anerkennen, die nicht ein berufsständisches Ethos ihrer Arbeit zu Grunde legen, die nicht echte Diener ihrer Nation sind — sondern die geld- und interessengebunden, geschäftsmäßig und international gelenkt, aus der Schreiberei ein Gewerbe machen, ein Gewerbe der Verhetzung. Hier hat der Führer die Hand auf eine offene Wunde gelegt, die auszubrennen das Ziel und die Aufgabe aller derer sein sollte und sein muß, die sich verantwortlich fühlen für das Wohl und Wehe ihres eigenen Volkes und der Völker überhaupt.

Vor noch nicht langer Zeit haben wir auf die Rede hingewiesen, die Dr. Dietrich, der Reichspressechef, auf dem Parteitag der Arbeit gehalten hat und auf die Broschüre („Weltpresse ohne Maske"), die er unter Verarbeitung und Vervollständigung dieser Rede herausgegeben hat. Beides sind erschütternde und erschöpfende Dokumente der verwerflichen Zusammenhänge von Politik und Geschäft, die leider das Gesicht und den Inhalt noch vieler ausländischer Presseorgane bestimmen und die mit schuld daran sind, daß immer wieder die Arbeit der ernsten und verantwortungsbewußten Presse in gewissenloser Weise durchkreuzt wird. Diesen Mißbrauch einer öffentlichen Macht abzustellen ist eine der dringenden Aufgaben der Staatsmänner, wenn sie selbst ernsthaft den Frieden und die Verständigung wollen und erstreben. Die „Pressefreiheit" der demokratischen Staaten ist eine „Pressesügellosigkeit" und in ihr liegt der Freibrief für iene geheimen Geldkräfte und Geldmächte des jüdischen Kapitals und der internationalen Weltverschwörer, die damit Mißbrauch treiben, das gedruckte Wort sich dienstbar und gefügig machen und die „Freiheit" verwandeln in die elendeste und niedrigste persönliche Abhängigkeit. Denn hier ist nicht der Dienst am Volk und an der Nation Ausgangspunkt und Prinzip, sondern Sensation, Geschäft, Unwahrheit, Gewerbe und politische Verwirrung. Und wenn neulich Herr Flandin eine Attacke geritten hat gegen die Lügenpolitik der Presse im allgemeinen und des „Temps" in einem besonderen Falle, wo dunkle Quellen der Herkunft der Lügen gegen Deutschland sogar ins französische Außenministerium gingen, dann erkennt man mit Schrecken, wie weit diese Vergiftungspolitik schon geht und gediehen ist, und es ergibt sich für die Herren Chautemps und Delbos ein dankbares Betätigungsfeld, wenn sie hier energisch nach dem rechten sehen und eine Sache aufklären und abstellen, die die gemeinste Beschimpfung Deutschlands war. Wir erwarten und haben ein Recht und einen Anspruch darauf, daß sie die Wiederholung absolut unmöglich machen.

Die demokratischen Staaten stehen immer noch vor der Frage, ob sie sich dem bolschewistischen Irrwahn verschreiben oder ob sie mit uns und Italien der Kultur, Ordnung und Disziplin in Europa dienen wollen. Der Führer hat ihnen mit seiner Rede wiederum den Weg gewiesen, an ihnen ist es, die Entscheidung selbst zu treffen.

E. B.

Der „Tag der Luftwaffe".

Berlin, 26. Februar.

Der „Tag der Luftwaffe", der zur Erinnerung an die Erstehung der jungen Luftwaffe am 1. März 1935 zum erstenmal am 1. März 1938 begangen wird, soll ein wahrer Feiertag für die Männer der Luftwaffe und für die ganze Bevölkerung sein. Der Wortlaut des Befehls für die Durchführung des Tages ergibt dies deutlich. Danach sind am „Tag der Luftwaffe" bei allen Einheiten der Luftwaffe Appelle abzuhalten, bei denen durch die Kommandeure auf die Bedeutung des Tages hingewiesen und ein Aufruf des Generalfeldmarschalls verlesen wird. Die Angestellten und Arbeiter sind hinzuzuziehen. Die Appelle sind, soweit möglich, mit einem Vorbeimarsch verbunden. Nach den Appellen ist bei allen Einheiten der Luftwaffe dienstfrei, soweit nicht Teile als Ehrenformation herangezogen werden. Abends sind bei allen Truppenteilen der Luftwaffe Kameradschaftsabende, gegebenenfalls mit Tanz.

Im Standort Groß-Berlin ist im Ehrensaal des Reichsluftfahrtministeriums eine Feier, zu der die Spitzen der Wehrmacht, der Partei und der Behörden eingeladen werden. Generalfeldmarschall Göring wird eine Ansprache halten. In allen Standorten der Luftwaffe ist an dem Tag zu flaggen, und zwar erfolgt die feierliche Flaggenparade. Das Jagdgeschwader Richthofen wird, wenn die Wetterlage es zuläßt, Berlin überfliegen.

Reichsleistungskampf der Erzieher?

Berlin, 26. Februar.

Die Erweiterung des diesjährigen Reichsberufswettkampfs auf alle Schichten und Altersklassen des deutschen Volkes gibt dem Organ des Reichsfachschaftsleiters der Fachschaft Volksschule im NS-Lehrerbund Anlaß, die jährliche Durchführung eines eignen Reichsleistungskampfes der deutschen Erzieherschaft vorzuschlagen. Dadurch soll eine vertiefende Durchgestaltung der Fachschaftsarbeit erreicht werden. Es mache sich heute in weiten Kreisen der Erzieherschaft eine falsche Auffassung vom Nationalsozialismus breit. Man meine, alles müßte von „oben" kommen. Man warte immer nur auf Anweisungen und Anordnungen. Vom übeln parlamentarischen Betrieb der Vergangenheit sei man heute vielfach in das Gegenteil verfallen: vom Diskutierklub zum geisttötenden Einrednersystem. Es müsse ein geistiges Ringen der guten Kräfte der Lehrerschaft um die Zukunftsgestaltung der deutschen Schule einsetzen. Das solle durch einen Reichsleistungskampf der Erzieher erreicht werden.

Für die Planung werden dann verschiedene Hinweise gegeben. So soll die Aufgabenstellung von der Reichswaltung des NS-Lehrerbundes einheitlich für das ganze Reich vorgenommen werden. Es müßten Rahmenthemen gegeben werden, aus denen dann einzelne kleine Gebiete von einer Arbeitsgruppe bearbeitet werden sollen. Jede Gruppe habe ihr Thema nach einer entwurfsmäßigen Bearbeitung praktisch in einer oder mehreren Unterrichtslektionen durchzuprüfen, zu ändern oder zu ergänzen. In der Niederschrift, die einen genauen Unterrichtsentwurf mit allen Einzelheiten darstellen soll, müßten Wege und Bildungseinheiten aus der Praxis herausgestaltet werden. Weiter sollen Arbeiten aus dem Schulleben wie auch aus der Arbeit des Erziehers außerhalb der Schule, z. B. in der Dorfgemeinschaft, gegeben werden. Man verspricht sich von diesen Arbeiten eine wertvolle Bereicherung des pädagogischen Schrifttums.

Die Sicherung der Mandschurei.

Vorsorge gegen einen gefährlichen Nachbarn

Von

Herbert Hörhager.

Die staatliche Anerkennung Mandschukuos durch Deutschland, die der Führer in seiner großen Reichstagsrede am 20. Februar verkündete und die in Japan ein besonders freundliches Echo hervorgerufen hat, lenkt unser deutsches Interesse im verstärkten Maße auf diesen jungen, mit japanischer Hilfe errichteten Staat, der die Heimat der Mandschu-Dynastie ist, die von 1644 bis 1912, bis zur Ausrufung der chinesischen Republik, China beherrscht hat. Der Staat Mandschukuo wurde am 9. März 1932 proklamiert, und am 1. März 1934 bestieg der letzte chinesische Kaiser Pu Yi als Kaiser Kangte den Thron seiner Väter. Unser Mitarbeiter Herbert Hörhager ist auf seiner Reise durch Asien auch durch Mandschukuo gekommen. Früheren Aufsätzen von ihm über dieses Land, die alte Mandschurei, lassen wir hier noch einen infolge des Konfliktes in Ostasien bei uns verspätet eingegangenen, aber gleichwohl noch aktuellen Bericht über die militärische und politische Sicherung des jungen Staates folgen. Die Schriftleitung.

Züge rollen durch Shanhaikwan. Die kleine mandschurisch-chinesische Grenzstation ist voll Leben. Aber es ist kein friedliches Leben, das durch den bescheidenen Bahnhof hindurchzieht. In Nordchina tobt der Krieg. Truppen, Waffen, Munition und Proviant rollen nach Süden. Für die Bahnbeamten ist es ein gewohnter Anblick. Aber da auf einmal ereignet sich etwas Ungewöhnliches. Ein japanischer Militärzug kehrt von Süden nicht leer zurück, wie das bisher immer der Fall war. Er ist vollbesetzt mit Soldaten, die nicht aussehen, als ob sie bereits im Feuer gestanden hätten. Urlauber sind das nicht. Der Krieg ist auch noch lange nicht zu Ende. Was kann das bedeuten? Dann kommen eine lange Reihe Güterzüge mit Pferden, Geschützen, Tanks und Bagagewagen. Der Gedanke, daß es sich vielleicht doch um eine harmlose Abteilung Urlauber handeln könnte, findet jetzt erst recht keinen Platz mehr. Tanks schickt man nicht auf Ferien, besonders, wenn sie an der Front noch nötig gebraucht werden. Die Züge rollen weiter in die Ebene der Mandschurei. Die einzige Erklärung, die bleibt, ist Sowjetrußland, das Japans Sicherheit in der Mandschurei bedroht.

Die Mandschurei war ehemals Rußlands Interessengebiet, bis Japan die Russen endgültig daraus verdrängte. In japanischen Regierungskreisen hat man jedoch dem neu gegründeten Staat Mandschukuo einen so hervorragenden Platz im japanisch-kontrollierten ostasiatischen Wirtschaftsraum zugedacht, daß seine Sicherung den Politikern und Generalen besonders am Herzen liegt.

Sicherung vor wem? Das nur langsam erstarkende (inzwischen natürlich durch den Krieg mit Japan wieder erheblich geschwächte) China konnte in naheliegender Zeit den Besitz der Mandschurei nicht anzutasten wagen und mußte vielmehr darauf bedacht sein, eine Loslösung weiterer Nordprovinzen zu vermeiden. Die einzigen Nachbarn aber sind außerdem noch das rote Rußland und die von den Sowjets kontrollierte Äußere Mongolei. Das japanische Korea anzuführen erübrigt sich hier.

So jung der Staat Mandschukuo auch ist, so haben seine Grenzen doch bereits wesentliche Korrekturen erfahren. Ursprünglich bildete die nahezu bis Charbin hereinragende Tiefebene der Inneren Mongolei einen schmerzenden Pfahl in ihrem Fleisch. Geographisch gehörte das Land bis zum Chingan-Gebirge unzweifelhaft zum mandschurischen Raum. Die Japaner versäumten denn auch nicht die Gelegenheit, diesen Teil Chinas, der von Nanking bereits unabhängig war, ihrem Schützling Mandschukuo zuzuschlagen. Um die gleiche Zeit im Jahre 1933, dehnten sie ihren Machtbereich auch auf die von jeher umstrittene Provinz Jehol aus. Damit waren die Grenzen Mandschukuos im Süden bis zur Großen Mauer vorgeschoben, wo sie wohl auch für die Zukunft bleiben werden.

Für die militärische Sicherung eines Gebietes, das etwa die Ausdehnung Deutschlands und Frankreichs zusammen umfaßt, sind die inneren Verbindungen durch Straßen und Eisenbahnen von grundlegender Bedeutung. Gerade auf diesem Gebiete ist man in den letzten Jahren in Mandschukuo äußerst aktiv gewesen. In der ausgezeichnet geleiteten Süd-Mandschurischen Eisenbahn-Gesellschaft fand Japan nicht nur geschultes Personal, sondern auch anderweitig regste Unterstützung. Dem Ausbau strategisch wichtiger Strecken wurde in erster Linie die stärkste Aufmerksamkeit geschenkt. So laufen heute die Schienenstränge nicht nur den wichtigsten Verkehrslinien entlang, sondern auch durch die militärisch besonders bedeutenden Provinzen Sankiang und Hsingan. Der Ausbau von immer neuen Stich- und Verbindungsbahnen wird die Maschen des Verkehrsnetzes immer enger schließen.

Wo die Eisenbahn noch nicht hingelangt ist, sorgen gute Autostraßen für die nötige Verbindung. Dabei liegt die strategische Bedeutung des Straßennetzes südlich von Manschuli und Hailar an der Grenze der Mongolei klar auf der Hand. Ebenso offensichtlich ist der militärische Charakter der Autostraße von Charbin den Sungari-Fluß entlang an die Sowjet-Grenze. Man kann daher wohl sagen, daß die Mandschurei verkehrstechnisch einer Verteidigung kaum Schwierigkeiten in den Weg setzt und dies noch viel weniger in der Zukunft tun wird.

Eher könnte vielleicht die dünne Besiedlung des Landes einen Gegner zum Einfall reizen. Schließlich war es ja auch der leere Raum, der, einem Vacuum gleich, die Japaner aus ihrer Enge über die koreanischen Grenzen hinweg angezogen hat. Aber einerseits liegen jenseits der mandschurischen Grenzen auch nur dünn besiedelte Gebiete und andererseits versuchen die Japaner durch planmäßige Siedlung an den besonders gefährdeten Punkten Abhilfe zu schaffen. So stellt das breite Flußtal des Sungari geographisch das ideale Einfallstor von Sowjet-Rußland in die Mandschurei dar. Gelänge hier ein russischer Ueberfall, dann wäre es möglich, durch die Besetzung von Charbin die Mandschurei in zwei Teile zu trennen. Dieser Gefahr haben die Japaner dadurch zu begegnen versucht, daß sie planmäßig dort in den nördlichen Niederungen des Sungari ihre Landsleute ansiedelten. In den nächsten Jahren soll das Siedlungsprogramm sogar noch energischer weitergeführt werden.

Bemerkenswert ist jedoch, wie und mit welchem Erfolge Japan sich um die Freundschaft der westlichen Randvölker Mandschukuos bemüht. Es stützt sich hier wesentlich auf die buddhistischen Religionsgemeinschaften und die verschiedenen Lamasekten. Japan tritt gegenüber der bolschewistischen Gottlosenpropaganda als der Schirmherr des Buddhismus auf und setzt sich für eine Zusammenarbeit mit dem mongolischen Lamaismus ein. Die Ausgaben der Japaner für die Instandsetzung von Lamatempeln werden auf mehrere Millionen Yen geschätzt. Bei den religiösen Mongolen bleibt diese Haltung natürlich nicht ohne Eindruck.

Die Durchdringung der Inneren Mongolei jedoch kam größtenteils durch Verträge mit den einzelnen Feudalfürsten zustande. Daß hierbei die japanfreundlichen Fürsten sich der Hilfe ihres mächtigen Bundesgenossen bedienten, um sich ihrer persönlichen Feinde zu entledigen, ist nur zu verständlich. Dabei wurde aber von Tokio aus die aktive Unterstützung durch Truppen möglichst vermieden.

Schwieriger lag die Auseinandersetzung mit der Aeußeren Mongolei. Die von Sowjet-Beratern beherrschte Regierung in Ulan Bator weigerte sich konstant, mit der mandschurischen Regierung all die Fragen zu erörtern, die zur Regulierung der Beziehungen zweier Nachbarstaaten erforderlich sind. Das Verhältnis zwischen Hsingking (Hauptstadt von Mandschukuo) und Ulan Bator bleibt daher, verschärft durch eine Reihe von Grenzzwischenfälle, weiterhin sehr gespannt. Die Sowjet-Methoden mußten in der Aeußeren Mongolei notwendigerweise zu Mißerfolgen führen. In einem Lande, das auf dem Familiensystem aufgebaut ist und zum größten Teil aus nomadisierenden Stämmen besteht, fehlten die marxistischen Voraussetzungen von „Ausbeutern" und „Ausgebeuteten" völlig. Die wandernde Mongolen, die ihre Herden nicht der Kollektivwirtschaft ausliefern wollten, sind daher zahlreich auf mandschurisches Gebiet übergetreten. Hier nahm sich Japan ihrer an und sorgte besonders bei den Söhnen der Fürsten für eine seinem Geist entsprechende Erziehung. In diesen mongolischen Emigranten steht die Regierung in Ulan Bator auf mandschurischem Boden die erbittertsten Feinde gegenüber.

Die rote Mongolenarmee, die man auf eine Stärke von 60—80 000 Mann schätzt, würde natürlich allein kaum eine Bedrohung Mandschukuos darstellen. Aber ist es wahrscheinlich, daß zwischen der Aeußeren Mongolei und Sowjet-Rußland eine Art Militärpakt besteht. Damit hätte Japan im Falle eines russischen Angriffes auf Mandschukuo auch mit dieser Mongolenarmee zu rechnen. Sie gewinnt dadurch noch an Bedeutung, daß sie über eine Flugwaffe von immerhin 300 Maschinen verfügen soll.

Die eigentliche Gefahr jedoch droht dem jungen Mandschustaat von Sowjet-Rußland her. In wenigen Stunden können die roten Bomber von Wladiwostok her ihre Ladung über Mukden oder eine der anderen großen Städte abwerfen. Aber Japan hat sich vorgesehen. So ist wohl auch der plötzliche Rücktransport von Truppen und Kriegsmaterial von der Chinafront in die Mandschurei mehr als Vorsichtsmaßregel aufzufassen. Gewiß, die Gelegenheit für die Rote Armee wäre zum Losschlagen günstig. Japans Kräfte sind in China in Anspruch genommen. Aber noch scheint der Augenblick nicht gekommen zu sein. Die Erschießung der höchsten Generäle und die Rückverlegung des Hauptquartiers der Fernostarmee nach Irtusk lassen deutlich Schockerscheinungen in der roten Heeresleitung vermuten. Auch würde eine Zerstörung der ostsibirischen Bahn die Russen in ernste Nachschubschwierigkeiten bringen. Aber auch ohne dies wäre ein Angriff auf Mandschukuo heute keine Kleinigkeit mehr, und noch viel weniger wird dies in der Zukunft sein.

Wieder Deutscher Studententag.

NSK **München**, 26. Februar.

Nachdem die Tradition der Deutschen Studententage im Jahre 1937 mit einer Reichsarbeitstagung des NSD-Studentenbundes und der Deutschen Studentenschaft wieder aufgenommen wurde, hält die Reichsstudentenführung in diesem Jahre wieder einen großen „Deutschen Studententag" ab. Als Ort der Tagung, die vom 21. bis 25. Juni stattfindet, ist Heidelberg ausersehen worden.

Die Amtsträger der studentischen Selbstführung aus dem ganzen Reiche, die Führer der jungen Kameradschaften des NSD.-Studentenbundes und Vertreter des Altherrenbundes der deutschen Studenten (NS.-Studentenkampfhilfe) werden sich in der Stadt der ältesten reichsdeutschen Universität zu einer machtvollen Kundgebung des einigen deutschen Studententums zusammenfinden. Im Rahmen des „Deutschen Studententages" werden am 24. und 25. Juni in den modernen Sportanlagen des nahe gelegenen Mannheim die deutschen Studentenmeisterschaften ausgetragen. In ihrem Mittelpunkt stehen zum ersten Male die Reichswettkämpfe der studentischen Kameradschaften.

Mussolini gegen die Lügenpresse.

DNB **Zürich**, 25. Februar.

Vom 14. bis 17. Juni findet in Rom der VI. Kongreß des Internationalen Zeitungsverleger-Verbandes statt. Minister Alfieri hat das Ehrenpräsidium übernommen. Den wichtigsten Beratungsgegenstand bildet die Bekämpfung tendenziöser und falscher Nachrichten, deren gefährliche Folgen bekanntlich auch der Führer mit allem Nachdruck unterstrichen hat.

In diesem Zusammenhange ist eine Erklärung von Bedeutung, die Mussolini dem Präsidenten der Internationalen Verleger-Organisation, Dr. Rietmann (Verleger der „Neuen Zürcher Zeitung"), der augenblicklich zur Vorbereitung des Kongresses in Rom weilt, machte.

Nach Angabe der „Neuen Zürcher Zeitung", die ja oft genug an der Greuelhetze gegen Deutschland beteiligt gewesen ist, erinnerte der italienische Regierungschef an eine Reihe von Vorgängen aus der letzten Zeit, um darzutun, wie stark das Uebel der tendenziösen Berichterstattung verbreitet ist. So sei zum Beispiel gemeldet worden, er — Mussolini — habe vor der Rede Adolf Hitlers ein 20 Minuten langes Telephongespräch mit Schuschnigg geführt. An dieser Behauptung sei kein wahres Wort. Oesterreich sei übrigens ein deutsches Land, und es sei töricht, das zu verkennen. Alle diese unrichtigen oder gar unwahren Pressemeldungen schafften einen geistigen Zustand, der nicht unbedenklich sei und den im Interesse des Friedens zu beseitigen alle Länder helfen sollten. Mussolini, fährt das Blatt fort, verkannte in der Unterredung nicht die Schwierigkeiten zur Beseitigung dieses Uebels, aber er begrüßte es sehr, wenn in Rom die Verleger-Organisationen einen praktischen Weg suchten, soweit als immer möglich bessere Zustände zu schaffen und vor allem für die Aufnahme von richtigen Darstellungen zu sorgen.

Das Blatt berichtet weiter, daß Mussolini auf viele Fälle hingewiesen habe, in denen schweizerische Blätter es nicht nur an Objektivität hätten fehlen lassen, sondern sich sogar bewußt unfreundlich über Italien und italienischen Verhältnisse geäußert hätten. Er habe auf die Gefahr einer daraus entstehenden Trübung des Verhältnisses zwischen den Ländern aufmerksam gemacht.

Für und wider Lord Halifax.

£ **London**, 26 Februar.

Bei der Ernennung von Lord Halifax zum Außenminister, über die die gesamte Londoner Morgenpresse ausführlich berichtet, wird der Umstand stark beachtet, daß Lord Halifax Präsident des Geheimen Staatsrates geblieben ist. Hieraus folgert man zum Teil, daß Lord Halifax nicht beabsichtige, unbegrenzte Zeit im Foreign Office zu bleiben.

Der parlamentarische Korrespondent der „Times" stellt u. a. fest, die Ernennung von Lord Halifax zum Außenminister habe keine Ueberraschung in parlamentarischen Kreisen hervorgerufen. Abgesehen von denen, die auf dem Standpunkt ständen, daß ein Außenminister im Unterhaus sitzen müsse, habe man seiner Ernennung freudig zugestimmt. Die Opposition meine allerdings, daß die Außenpolitik jetzt so lebenswichtig geworden sei und so häufig im Unterhaus erörtert werde, daß die Tage vorbei seien, wo ein Peer Außenminister sein könne. Attlee habe daher sofort namens der Opposition einen Protest angekündigt. In anderen Teilen des Unterhauses vertrete man die Ansicht, daß die Opposition keinen wirklichen Grund zur Beschwerde habe, da der Premierminister selbst mit Unterstützung des neuen Unterstaatssekretärs Butler im Unterhaus beantworten wolle.

In einem Artikel über den neuen Außenminister heißt das Blatt fest, daß man keine bessere Wahl hätte treffen können. Die Sympathie, deren sich Lord Halifax erfreue, sein Ruf für faires Handeln und Unantastbarkeit seien im Auslande ebenso groß wie im Inlande. Lord Halifax, der in den letzten Monaten ungewöhnliche Möglichkeiten gehabt habe, außenpolitisch mit Eden und Chamberlain zu arbeiten, könne sich weiter auf eine ältere Erfahrung in einer anderen und fast ebenso schwierigen Aufgabe berufen. Er werde in das Foreign Office dasselbe Ansehen als liberal gesinnter, patriotischer und grundsatztreuer Engländer mitbringen wie sein Verwandter Edward Grey. Im Augenblick seien es aber diese Qualitäten, die man am meisten im englischen Außenamt brauche. Gegenüber den Angriffen von der Linken verweist die „Times" darauf, daß auch in früheren Zeiten Mitglieder des Oberhauses das englische Außenamt mit Erfolg geleitet hätten.

Während sich der politische Korrespondent des „Daily Telegraph" in seinen Ausführungen in der Hauptsache gegen die Opposition wendet, die Lord Halifax ablehnt, weil er nicht im Unterhaus sitze, bekämpft das Blatt der Labour-Opposition, der „Daily Herald", daß die Berufung von Lord Halifax äußerste Unbedenkheit unter Labour- und liberalen Abgeordneten, die zu einem gewissen Grade unter konservativen, hervorgerufen habe. Attlee versichert dem „Daily Herald", daß die Labour-Partei einen Höllenlärm schlagen werde.

Auch die Ernennung von Lennox-Boyd zum Unterstaatssekretär wird im „Daily Herald" kritisiert, weil er zur äußersten Rechten der Konservativen Partei gehöre und seit Ausbruch der Wirren in Spanien für General Franco gewesen sei. Seine Wahl werde dahin ausgelegt, daß die Konservative Partei die Nationalregierung immer mehr in ihre Hand bekomme und beabsichtige, sie von fortschrittlichen Einflüssen abzubringen.

In ein ähnliches Horn stößt natürlich auch der politische Korrespondent der liberalen „News Chronicle", der scharfe Proteste gegen die Ernennung von Lord Halifax im Unterhaus ankündigt. Auch er behauptet, daß der Groll über die Ernennung sich keineswegs auf die Oppositionsbänke beschränke.

Sechs Verletzte bei einer Kesselexplosion.

DNB **Wittenberge**, 26. Februar.

In einer Kalksandsteinfabrik in Glöwen ereignete sich am Freitagabend ein schweres Explosionsunglück bei dem sechs Arbeiter, darunter auch der Betriebsführer, verletzt wurden. Aus ungeklärter Ursache explodierte ein 600 Zentner schwerer Dampfkessel. Die Gewalt der Explosion war so stark, daß der Kessel etwa 40 Meter weit geschleudert wurde und dabei das Dach des Kesselraumes in seiner ganzen Länge aufriß. Ferner stürzte eine Wand des Fabrikgebäudes ein. Feuerwehr, Abteilungen der SA und SS waren sofort zur Stelle und bargen die Schwerverletzten, die in das Krankenhaus überführt wurden.

Reiseautobus verunglückt.

DNB **Danzig**, 26. Februar.

Freitag vormittag verunglückte ein Reiseautobus, der aus Richtung Schiewenhorst kam, bei Mordau in der Nähe der Dr.-Robert-Ley-Schule infolge einer Reifenpanne. Der Wagen, der scharf auf der linken Seite fuhr, geriet dadurch aus der Fahrbahn und prallte gegen einen Chausseebaum geschleudert. Der Anprall war so heftig, daß die linke Wagenseite in einer Länge von fünf Metern aufgerissen wurde. Von den Insassen, 45 Hitlerjungen aus der Führerschule Marienwerder, wurden vier schwer und vier leicht verletzt. Lebensgefahr besteht jedoch in keinem Fall. Die Angehörige der Robert-Ley-Schule in Mordel waren nach dem Unfall sofort zur Stelle und leisteten die erste Hilfe.

Lastkahn mit Mann und Maus gesunken.

)!(**Belgrad**, 26. Februar.

Auf der Save ist auf bisher ungeklärte Weise ein mit Holz und Mais beladener Lastkahn gesunken. Die fünfköpfige Besatzung ist bei dem Unglück ums Leben gekommen. Nur ein Fischer, der in der Nähe der Unfallstelle, etwa 8 km von der Stadt Bogatitsch entfernt, arbeitete, war der einzige Zeuge des Vorfalls. Er sah, wie der Lastkahn, der schon halb mit Wasser war, sehr schnell sank. Von der Besatzung ist keine Spur gefunden worden. Man vermutet daher, daß sie sich gerade unter Deck aufhielt.

Gesicht der Welt.

Um Frankreichs künftige Außenpolitik.

Der Donnerstagabend hat in Paris im Zeichen der großen außenpolitischen Kammeraussprache gestanden, der man in der französischen Hauptstadt mit der ungeheuersten Spannung entgegensieht. Man ist sich in Pariser politischen Kreisen klar darüber, daß für Frankreich eine Art Schicksalsstunde geschlagen hat, und man spricht bereits davon, daß es sich bei den nunmehrigen Erörterungen um die größte parlamentarische Aussprache über die Außenpolitik handelt, die in Frankreich seit dem Weltkriege stattgefunden hat. Bezeichnend ist, daß sich die Gerüchte über einen eventuellen Rücktritt des Außenministers Delbos weiterhin hartnäckig behaupten und die Version die Runde macht, daß entweder Flandin oder Laval die Leitung des Quai d'Orsay übernehmen würde.

Daß der Name Flandin so stark in den Vordergrund rückt, ist nicht auffällig, denn gerade der frühere Ministerpräsident ist einer der vielen Redner — man spricht von insgesamt 30 —, die sich zu einem Vorstoß in der Kammer gerüstet haben. Es heißt, daß zwischen dem Senat, den Rechts- und Mittelparteien in der Kammer ein Uebereinkommen erzielt worden sein soll, auf eine Regierungsumbildung hinzuwirken, und zwar soll der Senat insbesondere bereits geheime Beschlüsse zur Bildung einer sogenannten nationalen Regierung „im Interesse des öffentlichen Wohls" gefaßt haben.

Die Formulierung „des öffentlichen Wohls" erinnert an das Jahr 1917, wo Clemenceau ein Kabinett dieser Prägung auf die Beine brachte. Aber die Gruppierung Senat, Rechts- und Mittelparteien ist nicht die einzige Front, der Chautemps sich gegenübergestellt sieht, er steht zwischen zwei Fronten, denn auch von der Linken ist dem sicheren Vernehmen nach ein großer Vorstoß geplant. Die Kommunisten haben in den letzten Tagen umfangreiche Sondierungen aufgenommen, bei denen vor allem die Verbindungsmänner zur Sowjetbotschaft und zur tschechischen Gesandtschaft eine lebhafte Geschäftigkeit entwickelten. Obwohl die Rechtsfront starken Rückhalt im Heere, in der Finanz und Wirtschaft und im Außenministerium hat, spricht man der Sozialistischen Partei und den Kommunisten die Schlüsselstellung über das parlamentarische Schicksal des Kabinetts Chautemps zu. Stimmenthaltung genügt, um das Kabinett zum Rücktritt zu zwingen.

Chautemps' wird in der Forderung eines Vertrauensvotums gipfeln. Dem Ministerpräsidenten und dem Außenminister sind je 2½ Stunden Redezeit zugebilligt worden. Alle übrigen Redner müssen sich mit 30 Minuten Sprechzeit begnügen.

*

Rote oder belgische Außenpolitik?

Die Brüsseler Außenpolitik liebte es Jahre hindurch, sich auf die allgemeine Linie der Londoner und Pariser Außenpolitik zu stützen, der sie dann ihrerseits eine gewisse Brüsseler Note verlieh, indem sie die politische Linie auf das eigene Land entsprechend abstimmte. Der Gedanke einer selbständigen Außenpolitik, wie er durch die im Jahre 1936 vom König eingeleitete Entwicklung gekennzeichnet wird, stößt stets auf den heftigen Widerstand jener Leute und Gruppen, die hartnäckig, ja fanatisch festhalten an den „Idealen" der französischen Volksfrontpolitik und der Londoner demokratischen Einstellung. In jeder außenpolitischen Selbständigkeit sahen diese Kreise eine Gefährdung ihrer innenpolitischen Macht. Es darf hierbei nicht übersehen werden, daß die 2. Internationale, auf die sich die erwähnten politischen Gruppen stützen, ausgerechnet in Brüssel ihren Sitz hat und von hier aus ihre Verbindungen mit Paris vor allem, London und anderen gleichgesinnten politischen Kreisen pflegte.

Die bürgerlichen Kreise Belgiens sind seit langem entschlossen, diese Abhängigkeit Belgiens in seiner Politik von der 2. Internationale zu durchbrechen und den marxistischen Einfluß ein für allemal aus der Politik auszuschalten. In dieser Verquickung der Dinge gesehen haben die akuten außenpolitischen belgischen Fragen dieser Tage — die Anerkennung des römischen Imperiums und Francos — in gleicher Weise eine innen- wie außenpolitische Bedeutung. Beide Gegner haben erkannt, daß die Anerkennung Francos und des römischen Imperiums zweifellos ohne eine Absage an die alte außenpolitische Linie bedeutet und gleichzeitig den innerpolitischen Einfluß der 2. Internationale nicht nur erschüttert, sondern in seiner prinzipiellen Frage sogar ausschaltet. Darüber hinaus kommt eine Lösung der erwähnten Frage im Sinne einer Anerkennung ohne weiteres aber auch einer mehr oder weniger deutlichen Aufgabe des Genfer Gedankens gleich.

Dieser Zusammenhang macht den Versuch Spaaks verständlich, eine Kompromißlösung herbeizuführen, indem er dem Drucke der belgischen Oeffentlichkeit durch die Vorbereitung einer Anerkennung Roms auswich, mit der Ablehnung Francos aber eine Verbeugung vor der Linken machen wollte. Der Außenminister hoffte dadurch, einerseits die alte Linie zu wahren, andererseits aber die heftige Gegnerschaft der bisherigen belgischen Außenpolitik bis auf weiteres zu mildern. Die Frage der Anerkennung Roms und Francos aber ist derart eng miteinander verbunden, daß sie zu einer prinzipiellen Entscheidung führen muß, die keinerlei Teilung duldet. Dazu kommt, daß die jüngste Entwicklung in London in Brüssel einen sehr starken Widerhall gefunden hat. So sieht sich heute der belgische Außenminister genötigt, dieser Entwicklung Rechnung zu tragen. Die außenpolitische Orientierung auf Paris und London kann nämlich zur Zeit nicht in Frage kommen, da die Einheitlichkeit durch London „gestört" wurde. Spaak muß sich also zu einer gewissen Selbständigkeit bekennen.

Es scheint aber, als ob diese Selbständigkeit mehr einer Anpassung an London als einer endgültigen Einstellung auf die belgische Unabhängigkeit gleichkäme. Bezeichnend für die Haltung des Außenministers ist übrigens die heftige Kritik, die seine eigene Partei gegen ihn gerichtet hat, wie aber auch die Erwiderung Spaaks in seiner zweistündigen Rede auf die Vorhaltungen seiner Parteikollegen. Spaak verlangte eine Anerkennung seiner Außenpolitik unter Androhung seines Rücktritts, wobei er betonte, daß diejenigen, die heute die Anhänglichkeit an Genf proklamierten, ihre Begeisterung für die Genfer Institution erst dann entdeckt haben, als die Sowjetunion der Liga beigetreten sei. Im übrigen habe sich die Genfer Liga in sehr vielen Fällen als machtlos erwiesen. Der wichtigste Punkt für Belgien sei schließlich aber die Aufrechterhaltung des Friedens.

Es ist bezeichnend, daß der belgische Außenminister in einem Zeitraum von nicht mehr als zwei Wochen zweimal mit seinem Rücktritt gedroht hat, das erste Mal in der Kabinettssitzung, als er dem Drucke der Forderung auf Anerkennung des römischen Imperiums nachgeben mußte, und jetzt vor seiner eigenen Partei, weil er in dieser prinzipiellen Frage nachgegeben hat und seinen eigenen Schritt als vollkommen gerechtfertigt sieht. Es geht um die Entscheidung, ob sich die Zukunft Belgiens auf rote oder belgische Politik stützen wird, ob die Tatsachen der politischen Entwicklung oder die demokratischen Träume von gestern Oberhand gewinnen werden.

Ehemalige 17er (Graf Barfuß).

Am 2., 3. und 4. Juli feiert in Herford, der Garnison des Traditionstruppenteils, das alte Infanterie-Regiment Graf Barfuß (4. Westf.) Nr. 17 sein 125-jähriges Regimentsjubiläum und seine 5. Wiedersehensfeier. Das Festprogramm ist zu erhalten durch die Organisation des Regimentsbundes: Max Schmidt, Grevenbroich (Niederrhein), Bahnstraße 131.

Und jetzt — — hinein!

Die Unweisen werden losgelassen und — die Vernünftigen sind ausgewandert.

‡ **Münster**, 26. Februar.

Die Tolle Zeit ist da. Mit Helau und Holdrio gehts hinein in das bunte Narrentreiben, und für die kommenden Tage ist alle Vernunft beiseite geschoben. Die Leute, die meinen, sie müßten ewig vernünftig sein, werden von den jeweiligen Tollitäten und ihren Garden zur Auswanderung gezwungen. Sie brauchen und sollen nicht außer Landes gehen, sie sollen nur zu Hause bleiben und hinterm Ofen erbauliche Bücher lesen, die sie über die Unvernunft ihrer Mitmenschen hinwegtrösten. Das Regiment aber gehört den Unweisen. Und unweis wird ihr ganzes Treiben sein. Bi ätter Karneval unweis äs et ganze Jaohr verrückt! Das ist immer noch ein Wahlspruch, der im Münsterland und vor allem in der Narrenmetropole seine feste Gültigkeit hat.

Was in der Narrenstadt Münster an Tollheit und bunt-wirbelndem Betrieb entfesselt wird, das ist seit langem bekannt. Am Samstag abend steigt der Prinz in seinen bunten Frack, und wenn er ihn am Aschermittwoch wieder auszieht, dann wird er wissen, was er getan hat. Der Samstag abend leitet in Münster mit Bällen und Trubel den Schlußakkord der Fastnacht ein. Zum Höhepunkt treibt die Narretei aber am Sonntag mittag. Der Rundfunk hat sich angemeldet und wird die traditionelle Uebergabe der Stadtgewalt an den Prinzen Karneval ins Land hinaustragen. Am Sonntag werden Tausende und Abertausende Fremde in Münster weilen. Die Sonderzüge aus Kassel und Bremen werden gerade so rechtzeitig eintreffen, daß sie mit Musik vom Bahnhof her mitten in den Trubel auf dem Prinzipalmarkt kommen. Und dann die Holländer, die Jungs und Meisjes, die in Stärke von über 500 Narren anrücken und ein großes Fest „Lachen — Liebe — grenzenlos" aufziehen werden, das bereits um 17,11 Uhr in der Stadthalle beginnt. Daß die Stadthalle zu diesem Zwecke entsprechend würdig und phantastisch ausgeschmückt ist, sollte selbstverständlich sein. Eine schmissige Kapelle sorgt dafür, daß die entfesselten Narren und Närrinnen sich in den Strudel stürzen können. Die Karnevalsgesellschaft Freudenthal von 1833 wird das Fest mit ihrem ganzen Troß eröffnen und einleiten, und Prinz Georg I. wird mitsamt seiner tollen Prinzengarde die Abordnungen der Fremden aus dem Kasseler und Warburger Land, aus der Bremer Kante und aus dem benachbarten Holland empfangen und in würdiger Form besonders ehren. Lachen — Liebe — grenzenlos — heißt die Parole. Und daß sie befolgt werden wird, dafür laßt das muntere Narrenvölkchen schon selbst sorgen.



Der Herr Baron zieht die Notbremse. Es wird selbst ihm zu bunt, was sein Nachfolger, der Prinz Karneval Georg I. in Münster treibt im diesjährigen Karneval „Nao duller äs Bomberg".

Filmvolkstag 1938.

Am Sonntag wird im ganzen Deutschen Reich der Filmvolkstag 1938 durchgeführt, der wie in den Vorjahren wiederum den Auftakt für die vom 3. bis 5. März in Berlin stattfindende Jahrestagung der Reichsfilmkammer bildet. Weit über 2200 Filmtheater in allen deutschen Gauen und die entsprechende Anzahl von Spielfilm-, Wochenschau- und Kulturfilmkopien stehen für die Abhaltung dieser Werbeveranstaltung des deutschen Films zur Verfügung. Gegen Erwerb einer von der Reichsfilmkammer herausgegebenen „Filmfibel" zum Preise von 10 Pfg. hat jeder Volksgenosse zu den außerhalb der normalen Spielzeit angesetzten Filmvorstellungen Zutritt, in denen ein volles Abendprogramm geboten wird.

Der erste deutsche Filmvolkstag war im Jahre 1934, im Rahmen des damaligen Internationalen Film-Kongresses in 1000 deutschen Filmtheatern angesetzt worden. Die völlig neue Einrichtung fand lebhaften Anklang. Nicht nur in den großen Berliner Uraufführungstheatern sondern überall im Reich strömten die Volksgenossen in die Filmtheater, deren Tore ihnen durch diese großzügige Maßnahme der Reichsfilmkammer weit geöffnet wurden. So wurden auf diese Weise sicherlich Zehntausende für den deutschen Film geworben und interessiert, die früher noch abseits gestanden hatten. Der Erfolg war unverkennbar, was sich in der Folgezeit in der stürmischen Aufwärtsentwicklung der Filmbesucherzahlen zeigen sollte.

Als man sich im Jahre 1937 entschloß, abermals einen Filmvolkstag durchzuführen, stellten sich schon rund 2000 Lichtspielhäuser für diesen Zweck zur Verfügung. Es zeugt für die große Volkstümlichkeit, deren sich diese Einrichtung des deutschen Filmwesens erfreut, daß in diesem Jahre schon weit über 2200 Filmtheater an der Durchführung des Filmvolkstages beteiligt sein werden. Unter Führung der Reichsfilmkammer haben sich die Fachgruppen Filmtheater und Inländischer Filmvertrieb, die Verleiher und Theaterbesitzer, sowie die Gefolgschaften der Firmen und Betriebe bereitwilligst in den Dienst des Filmvolkstages gestellt. Der Filmvolkstag soll die enge Verbundenheit des deutschen Films mit der Volksgemeinschaft bekunden und darüber hinaus einen Ueberblick über sein Schaffen vermitteln. Der deutsche Film, verankert im Herzen der Volksgemeinschaft und getragen von allen Kreisen und Schichten des deutschen Volkes — das ist der tiefere Sinn auch des Filmvolkstages 1938!

Spielplan des Westfälischen Landestheaters.

Das Westfälische Landestheater gibt seinen Spielplan für die Spielzeit 1938/39 bekannt. Seinem Grundsatz getreu, in erster Linie kulturpolitischen Aufgaben gerecht zu werden, betont auch dieser Spielplan das wertvolle Stück.

An ernsten Klassikern sind vorgesehen: „Der Erbförster" (Otto Ludwig) und „Othello" (Shakespeare). Dazu kommen die klassischen Komödien „Der Geizige" (Molière) und „Donna Diana" (Moreto). Die neuere Literatur ist mit zwei weiteren ernsten Stücken vertreten, und zwar mit „Thomas Paine" (Johst) und „Eismeervolk" (Hansen). Das Lustspiel „Einen Sommer lang" (Stoll) wird ergänzt durch die Komödien „Schneider Wibbel" (Müller-Schlösser), „Ein ganzer Kerl" (Buch), „Straßenmusik" (Schurek).

Auch in der kommenden Spielzeit werden zwei Truppen eingesetzt, von denen jede fünf Stücke herausbringt.

In das „Deutsche Kinderleistungsbuch" eingetragen.

In das „Deutsche Rinderleistungsbuch" (Dauerleistung) wurden aus dem Bereich der „Westfälischen Herdbuchgesellschaft" folgende Tiere eingetragen: 28. „Ella" 31 790 WH., Leistung in 13 Jahren und 275 Tagen: 59 638 Klg. Milch, 3,46 Proz. Fett, 2063 Klg. Fett und 10 Kälber. Besitzer: Otto van Delden, Gut Flörbach, Ahaus. 29. „Heiderose" 31 792 WH., Leistung in 13 Jahren und 39 Tagen: 69 718 Klg. Milch, 3,51 Proz. Fett, 2450 Klg. Fett und 10 Kälber. Besitzer: Otto van Delden, Gut Flörbach, Ahaus. 30. „Laura" 39 283 WH., Leistung in 9 Jahren und 248 Tagen: 32 679 Klg. Milch, 3,49 Proz. Fett, 1139 Klg. Fett und 7 Kälber. Besitzer: Herm. Stilling, Gronau, Ahaus. 31. „Sieglinde" 40 592 WH., Leistung in 8 Jahren und 363 Tagen: 28 267 Klg. Milch, 3,51 Proz. Fett, 993 Klg. Fett und 6 Kälber. Besitzer: Herm. Stilling, Gronau, Ahaus. 32. „Betty" 40 583 WH., Leistung in 8 Jahren und 314 Tagen: 27 504 Klg. Milch, 3,59 Proz. Fett, 998 Klg. Fett und 5 Kälber. Besitzer: Herm. Lewing. Gronau, Ahaus. 33. „Lore" 35 759 WH., Leistung in 11 Jahren und 253 Tagen: 38 928 Klg. Milch, 3,34 Proz. Fett, 1302 Klg. Fett und 9 Kälber. Besitzer: Hörbelt, Gescher. Coesfeld. 34. „Erna" 3512 VK., Leistung in 11 Jahren und 146 Tagen: 43 148 Klg. Milch, 3,34 Proz. Fett, 1441 Klg. Fett und 9 Kälber. Besitzer: Steverding, Vardingholt, Borken.

*

△ **Münster**, 26. Febr. **40 Jahre höhere Baufachschule.** Vor nunmehr 40 Jahren wurde hier die Baugewerkschule ins Leben gerufen und ihr am Aegidiitor ein großes Heim erbaut. Seit diesen vier Jahrzehnten sind viele Tausende von Schülern im Hoch- und Tiefbau in dieser Anstalt, die mittlerweile ihren Namen in „Höhere Staatslehranstalt für Hoch- und Tiefbau Münster" gewandelt hat, für ihren praktischen Lebensberuf vorgebildet worden, die jetzt überall zerstreut sind. Stets hat diese Schule über Lehrkräfte verfügt, deren Namen in der Bauwelt guten Klang haben. In Erinnerung an das 40jährige Bestehen dieser Anstalt hat die Altherrenvereinigung in ihrer letzten Vorstandssitzung beschlossen, in den Tagen des 18. und 20. Juni eine große Gedenk- und Wiedersehensfeier zu veranstalten.

Unterrichts- und Erziehungswesen

Höh. Handelslehranstalten
Münster, Servatiiplatz 2.

1. Höhere Handelsschule.
   a) Abiturientenlehrgang (Dauer: 20 Unterrichtswochen).
   b) Einjährige und zweijährige Lehrgänge für Schüler und Schülerinnen, die zur Obersekunda versetzt werden oder das Zeugnis der mittleren Reife erhalten.
   Unterrichtsbeginn: 20. April 1938.
2. Zweijähriger Handelsschule mit dem Ziele der mittleren Reife
   für Schüler und Schülerinnen, die zur Untertertia versetzt werden oder das Ziel der Volksschule erreichen.
   Aufnahmeprüfung: 12. März 1938.

Anmeldeformulare für beide Schulen sind im Schulbüro erhältlich. 1418

Beziehen Sie sich bitte bei allen Anfragen auf die Zeno-Zeitung

Staatliche Oberschule und Aufbauschule für Jungen zu Warendorf.

Aufnahmeprüfung für die **Sexta** der Oberschule **am 30. März, um 8 Uhr,** für die **Untertertia** (Anfangsklasse für 12—14jährige Jungen) der Aufbauschule am **29. März, um 8 Uhr.**

Mündliche und schriftliche Anmeldungen bis spätestens 15. März. Vorzulegen oder einzusenden: 1. Geburtsurkunde, 2. Impfschein, 3. letztes Schulzeugnis, 4. Gutachten des Lehrers.

Sprechstunde an Werktagen von 11—12 Uhr im Amtszimmer. 1254

Dr. Themann, Oberstudiendirektor.

Staatlich anerkannte Schule zur [1559
Ausbildung von Säuglings- und Kleinkinderpflegerinnen und Schwestern
im Waisenhaus **St. Johann, Osnabrück.** Alter 18—30 Jahre. Jedes Jahr schließt mit staatl. Prüfung ab. Beginn April 1938.
Näheres durch die Oberin, Johannisstr. 39/40.



Ingenieur-Schule Lage Lippe
Die moderne höhere Lehranstalt für alle technisch veranlagten Söhne.
Maschinenbau, Elektrotechn. Hoch- u. Tiefbau
Eigene Lehrwerkstätten. Kostenlose Beratung.

Schülerinnenheim
der Schwestern U. L. Frau
Vechta i. O.
Private Oberschule für Mädchen
Sexta bis Oberprima (früher Oberlyzeum und dreijähr. Frauenschule)
Einjähr. höhere Handelsschule
Versetzung nach O II erforderlich.
Zweijähr. mittl. Handelsschule
Nach vollendeter Volksschulbildung.
Mäßiger Pensionspreis.



Höhere Knabenschule mit Pensionat Remagen a. Rh.
geleitet von Marisien-Schulbrüdern
VI—U II. Berechtigung zur mittleren Reife Vorbereitung auf höhere Lehranstalten (Realgymnasium und Oberrealschule).
Ab Sexta Englisch. Moderner Neubau in herrl., gesunder Lage über dem Rhein. Prospekt u. Auskft. durch das Direktorat.

In Stadt und Land durch die Anzeige **schnell bekannt**

Beziehen Sie sich beim Anfordern von Prospekten auf die Zeno-Zeitung

Wohin mit Ihrem Jungen???
Senden Sie ihn in das 2092
Pädagogium Canisianum Lüdinghausen i. W.
(Gymn., Realg., Oberrealsch., Disch. Oberschule)
Nur kl. Klassen, Förderkurse, Nachhilfe, erstkl. Verpfl. Zurückgebliebene werden beigearbeitet. Nichtversetzte holen das Jahr ein. Prospekte durch den geistl. Leiter.

Canisium-Stift
Ahaus (Westf.)
Anerkannte private Oberschule für Mädchen (Klasse 1—6, hausw. Form)
Staatl. anerkannte Haushaltungsschule
Kaufmännische Privatschule (1jährig)
Pensionat
Anmeldungen für das neue Schuljahr (Beginn 20. April) bis zum 15. März erbeten.

Aus der Stadt Ahaus

Arbeitsamtsgebäude wird Sitz der Kreisleitung der NSDAP.

Das bisherige Arbeitsamtsgebäude zum Heim der Kreisleitung des Kreises Ahaus-Coesfeld der NSDAP. bestimmt.

Nachdm, wie seinerzeit berichtet, die Kreise Ahaus und Coesfeld der NSDAP. zusammengelegt und Ahaus als Sitz der Kreisleitung bestimmt worden ist, erstand die Frage der Unterbringung der Kreisleitung. Diese Frage ist nun so gelöst worden, daß die Stadt Ahaus das bisherige Arbeitsamtsgebäude an der Schloßstraße der Kreisleitung zur Verfügung gestellt hat. Dieses Bürogebäude liegt nicht ungünstig und enthält eine Anzahl einwandfreier Büroräume, sowohl in den beiden Hauptgeschossen wie auch im durchbauten Dachgeschoß. Wie uns das Stadtbauamt auf Anfrage bestätigt, wird der bestehende Zustand, bevor das Haus von der Kreisleitung bezogen wird, durch einige Umbauarbeiten verbessert. So bringt eine neue Gaseinzelöfen-Heizung eine befriedigende Lösung in der Frage der Beheizung der Büroräume. Man darf wohl annehmen, daß die zuständigen Stellen das bisherige Arbeitsgebäude nach der Instandsetzung als ein zureichendes Heim für die Kreisleitung ansehen, wenn das Haus auch, wie Bürgermeister Ridder in der letzten Ratsherrensitzung betonte, nicht als eine endgültige Regelung der Unterbringung der Kreisleitung gelten kann.

Amtliche WHW Mitteilungen

WHW., Ortsgruppe Ahaus!

Die Lebensmittelausgabe für Februar findet am Dienstag, dem 1. 3. 38, vorm. von 8—12 Uhr für die Nummern 1—125 und nachm. von 2—7 Uhr für die restlichen Nummern statt.

Die Termine sind unbedingt einzuhalten, da eine ordnungsmäßige Ausgabe nicht gewährleistet ist.

98er-Regimentsappell.

Die Angehörigen des ehem. Metzer Inf.-Regt. Nr. 98, des Res.-Inf.-Regt. Nr. 98 und der ehem. Festungs-Maschinengewehr-Komp. Nr. 14 begehen ihre diesjährige Wiedersehensfeier verbunden mit dem 5. großen Regimentsappell in Gemeinschaft mit der Traditionsgruppe, Inf. Regt. Nr. 64, am Samstag, dem 28. und Sonntag, dem 29. Mai 1938 in der schönen Stadt Soest i. W.

Alle diejenigen Kameraden, welche in Friedens- und Kriegszeiten mit Stolz die Nr. 98 getragen haben, werden hiermit aufgefordert, die Treue zu ihrem alten Regiment dadurch zu bekunden, indem sie restlos zum diesjährigen Regimentsappell in Soest i. W. erscheinen.

Weitere Auskunft erteilt, sowie Anmeldungen nimmt entgegen: Walter Hüttemann, Wuppertal-Elberfeld, Mainzer Str. 20.

Das Urteil über uns!
„Auswahl groß und richtig"
„Preise überzeugend niedrig"
„Bedienung gut und fachlich!"
JUNGKAMP • AHAUS i./W.

Das Westfälische Landestheater

gibt seinen Spielplan für die Spielzeit 1938-39 bekannt. Seinem Grundsatz getreu, in erster Linie kulturpolitischen Aufgaben gerecht zu werden, betont auch dieser Spielplan das wertvolle Stück. An ernsten Klassikern sind vorgesehen: „Der Erbförster" (Otto Ludwig) und „Othello" (Shakespeare). Dazu kommen die klassischen Komödien „Der Geizige" (Molière) und „Lonna Diana" (Moreto). Die neuere Literatur ist mit 2 weiteren ernsten Stücken vertreten und zwar mit „Thomas Paine" (Johst) und „Eismeervolk" (Hansen). Das Lustspiel „Einen Sommer lang" (Stoll) wird ergänzt durch die Komödie „Schneider Wibbel" (Müller-Schlösser). „Ein ganzer Kerl" (Buch), „Straßenmusik" (Schurek). Auch in der kommenden Spielzeit werden 2 Truppen eingesetzt, von denen jede 5 Stücke herausbringt.

*

Wüllen

Auch Klein-Köln steht für 3 Tage Kopf

Scharf weht der Wind über den Wüllener Esch.

Iß Wüllen ock ne kleinen Plaß
Heff ke'ne Bahn van Iser,
Maakt dor de Lö sick trotzdem Spaß
Up ähre Art un Wiese!

Dieses Motto ist der Klein-Kölner Fastnachtszeitung „De Wülls'ke Wind" treffend vorangestellt. Wenn man übrigens dieses lustige, schalkhafte „einjährige" Wüllener Presseerzeugnis, schmunzelnd ob so viel Dichteritis und der gelungenen Nachbarschaftsparade in Liedern, durchblättert und sich ferner von einem Prominenten aus Klein-Köln unter vier Augen so einige Ausschnitte aus dem Rosenmontagszug um 2 Uhr ausplaudern läßt, muß man zum Wüllener Karneval 1938 jetzt schon sagen: Alle Hochachtung! „De Wülls'ke Wind" hat mal wieder kräftig über den Esch gepustet und die Wüllener Dichtertalente, Motiventdecker und Ulkfabrikanten in einem Maße befruchtet, daß nur das Kalkwerk nach der materiellen Seite hin an Produktion da mitkommen kann. Die Motive zu den Wagen und Gruppen sind noch nie so drollig und originell gewesen und haben selten einen so ulkigen Bezug auf jüngste Ereignisse um den Wüllener Esch herum gehabt wie 1938. Wenn die Motive auch — und das wollen wir doch hoffen — so klar, urwüchsig, unmißverständlich und unverzerrt ausgearbeitet worden sind, wie sie uns mündl. skizziert wurden, wird es ein Bombenrekordmordsumzug. Daß diesen auch eine Rekordbesuchermenge sich ansieht und an ihm erfreut, wünschen alle benachbarten Freunde des bodengewachsenen schönen Wüllener Karnevals! Helau!

*

Stadttheater Münster

Spielplan vom 27. Februar bis 6. März 1938.

Stadttheater:

Sonntag, 27. Februar, 15,15 Uhr, Ende 17,45 Uhr: „Die Geisha" (Operette). — 19,30 Uhr, Ende 22 Uhr. „Die Geisha" (Operette).

Montag, 28. Februar, 20,15 Uhr, Ende 22,45 Uhr: „Die Geisha" (Operette).

Dienstag, 1. März, 20 Uhr, Ende 22 Uhr: „Afrikanische Hochzeit" (Schauspiel).

Mittwoch, 2. März, 20 Uhr, Ende 22,30 Uhr: „Tiefland" (Oper).

Donnerstag, 3. März, 20 Uhr, Ende gegen 23,30 Uhr: „Hamlet" (Trauerspiel).

Freitag, 4. März, 20 Uhr, Ende 22 Uhr: „Afrikanische Hochzeit" (Schauspiel).

Samstag, 5 März, 20,15 Uhr, Ende 22,45 Uhr: „Schwarzer Peter" (Oper).

Sonntag, 6. März, 15,15 Uhr, Ende 18 Uhr: „Leichte Kavallerie" (Operette). — 19,30 Uhr, Ende 23 Uhr: „Hamlet" (Trauerspiel).

Kammerspielhaus:

Sonntag, 27. Februar, 20 Uhr, Ende 22,15 Uhr: „Die drei Eisbären" (Lustspiel).

Dienstag, 1. März, 20 Uhr, Ende 22 Uhr: „Eine Frau ohne Kuß" (Musik. Lustspiel).

Mittwoch, 2. März, 20 Uhr, Ende 22 Uhr: „Parkstraße 13" (Kriminalstück).

Donnerstag, 3. März, 20 Uhr, Ende 22 Uhr: „Eine Frau ohne Kuß" (Musik. Lustspiel).

Freitag, 4. März, 20 Uhr, Ende 22 Uhr: „Eine Frau ohne Kuß" (Musik. Lustspiel).

Samstag, 5, März, 20 Uhr, Ende gegen 22,15 Uhr: Erstaufführung „Ein ganzer Kerl" (Komödie).

Sonntag, 6. März, 20 Uhr, Ende 22 Uhr: „Eine Frau ohne Kuß" (Musik. Lustspiel).

Aus der Stadt Gronau

Flammentod eines dreijährigen Kindes

Am Donnerstag brach in einem Vierfamilienhause in Enschede Feuer aus, das sofort einen großen Umfang annahm. Als die Mutter das Schlafzimmer ihrer Kinder betrat, stand dieses bereits in hellen Flammen. Die verzweifelte Mutter ergriff in ihrer Angst das jüngste Kind und warf es aus dem Fenster, wo es von einem 13jährigen Jungen unverletzt aufgefangen werden konnte. Der Mutter, deren Haare bereits versenkt waren, und auch einem beherzten Mann gelang es nicht mehr, das zweite (dreijährige Kind) ebenfalls zu retten. Nach anstrengender Arbeit der Feuerwehr war das Feuer nach einer Stunde gelöscht. Die verkohlte Leiche des Knaben fand man in einer Ecke des Schlafzimmers.

)(**Endlich paßt der Kragen.** Einen kleinen Alltagsärger wird die Männerwelt bald weniger haben. Bisher lagen im Wäscheschrank immer eine ganze Reihe Kragen, die einfach nicht paßten, obwohl sie die gleiche Größe hatten wie die passenden. Die einen waren zu weit, die anderen zu eng. Das lag daran, daß die Hersteller der Kragen die Weite verschieden maßen. Diese berechneten sie von der Mitte des einen bis zur Mitte des anderen Knopflochs, jene von der Mitte des einen bis zum Ende des anderen. Dazu kamen noch einige Meßmethoden, die durch ihre Verschiedenheit dem sprichwörtlichen Aerger mit dem Kragenknopf auch noch den über den nicht passenden Kragen zugesellten. Damit ist es nun aus. Die Wäscheindustrie hat beschlossen, in Zukunft nur noch Kragen herzustellen, deren Weite von der Mitte des einen bis zum Ende des anderen Knopfloches gemessen ist. Selbstverständlich gilt diese Regelung auch für die Hemdbündchen.

Deutsche Arbeitsfront „Kraft durch Freude" Veranstaltungskalender

Da die beiden Sonderzüge KF 108 und 109/38 bereits restlos besetzt sind, haben wir uns entschlossen einen 3. Sonderzug zur Internationalen Automobil-Ausstellung nach Berlin durchzuführen, und zwar KF 117/38 vom 4. 3.—7. 3. 1938, Gesamtpreis 13,90 RM. Der Preis für die Nur-Bahnfahrt, einschließlich Eintrittskarte zur Automobil-Ausstellung beträgt 11,20 RM.

Abfahrtsstation ist Münster i. W. und Abfahrtszeit zirka 23,00 Uhr. Die Rückfahrt ab Berlin, Potsdamer-Bahnhof findet am 6. 3. 1938 um zirka 24,00 Uhr statt.

Im Gesamt-Preis von 13,90 RM. sind enthalten Bahnfahrt, Uebernachtung mit Frühstück und Eintrittskarte zum Besuch der Automobil-Ausstellung, sowie Stadtführung.

Briefkasten

Borghorst 22. Es handelt sich um den sog. Vollstreckungsschutz, der gewährt wird, wenn der Schuldner seine Verhältnisse darlegt. Außerdem kommt eine Besitzung wegen 300 RM. nicht zur Versteigerung. Diese Anordnung ist schon lange ergangen.

Aus den Nachbarkreisen

)(**Rheine**, 27. Febr. Am 16. Dezember 1935 war eine Treibjagd in Rheine, mit der man sich jetzt in einem Zivilprozeß zu befassen hatte. Der Beklagte führte die Treiber durch einen Busch. Als er mit den Treibern noch 23 Meter von der Front der Schützen, in welcher der Kläger stand, entfernt war, stand unmittelbar vor dem Beklagten eine Schnepfe auf und strich zur Front. Der Beklagte schoß, ein Schrotkorn traf das linke Auge des Klägers, das infolge der Verletzung entfernt werden mußte. Die zweite Zivilkammer des Landgerichts Münster hat das Verhalten des Beklagten als fahrlässig und ihn deshalb ersatzpflichtig angesehen. Der Beklagte habe, so führt das Gericht aus, bei der ihm bekannten Sachlage auf die Schnepfe nicht schießen dürfen, auch wenn ihm vom Jagdherrn das Schießen auf Wild, das dem Schützen kommen mußte, gestattet worden sein sollte, er habe damit rechnen müssen, daß Schrote an den Aesten oder Zweige der Bäume abprallen und die Schützen treffen könnten. Ein derartiges Abprallen sei nicht etwas so Fernliegendes, daß ein mit Jagd- und Schießwesen vertrauter Mann, wie der Beklagte als Jagdaufseher es sei, nicht damit hätte rechnen können. Außer dem Vermögensschaden hat die Zivilkammer ein Schmerzensgeld von 3000 Mark zugebilligt, das vom Oberlandgericht auf 6000 Mark erhöht worden ist. Das Oberlandgericht, das sich grundsätzlich mit der Schuldfrage nicht befassen brauchte, da der Beklagte seine Fahrlässigkeit nicht mehr bestritt, hat besonders die seelischen Schmerzen und die Entstellung des Klägers berücksichtigt. Der Kläger habe monatelang befürchten müssen, daß er auf beiden Augen erblinden würde, er sei auch durch den nicht allzu glücklichen Verlauf der Operation entstellt. Er könne nicht mehr plastisch sehen, habe nur ein begrenztes Blickfeld und sei dadurch beschwert und gefährdet. Zu berücksichtigen sei, daß der Kläger andererseits in ganz guten Verhältnissen lebe, während der Beklagte ein einfacher junger Jagdaufseher, ohne Vermögen und mit minimalem Einkommen sei. Diese Umstände seien maßgebend, ob der Beklagte versichert sei, sei gleichgültig.

Geleitworte zum Opferbuch



Der Gemeindebürgermeister von Legden schreibt zum Opferbuch:

Es wird hiermit bekanntgegeben, daß das Opferbuch auf dem Amtsbüro zur Einzeichnung offen liegt und daran die Hoffnung geknüpft wird, daß die Einwohner von Legden sich dem gegenüber nicht minder opferfreudig und freigibig als im Vorjahre zeigen werden.

Schulze Hauling,
Gemeindebürgermeister.

Der Gemeindebürgermeister von Alstätte zum Opferbuch:

Volksgenossen von Alstätte! Wiederum tritt das Opferbuch des WHW. in nächster Zeit seinen Weg durch unsere Gemeinde an. Alstätter, macht Eurem Namen Ehre, zeichnet gern und nach Kräften aus Dankbarkeit gegen den Führer, der Deutschland aus größter Not errettete.

Heil Hitler!

Tenhagen,
Gemeindebürgermeister.

Hauptschriftleiter: Dr. Ernst Buhla. Verantwortlich für Münster und das Münsterland: Dr. Fritz Rediger, beide in Münster i. W. Stellvertreter des Hauptschriftleiters und verantwortlich für Politik, Unterhaltung und Weltdeutschland: Hermann Diebold, Gelsenkirchen-Buer; für Handel und Sport: Dr. Anton Henkel, Dortmund; für münsterländischen Sport: Rudolf Oschmecht, Münster, Berliner Vertreter: Dr. Ernst Rauschenplat, Berlin; für den Zeno-Anzeigenteil: Dr. Erich Altmeppen, Münster.
Druck: Zeno G. m. b. H., Münster i. Westf.
Zur Zeit gültiger Anzeigen-Tarif für die Zeno-Gesamtauflage Nr. 9 vom 10. 12. 35,
für die Kreiszeitung für den Kreis Ahaus Nr. 9 vom 25. 8. 36
Verlag Gebr. Lensing, K.-G., Dortmund, Verlagsleiter Bernh. Bentlink Gronau. Verantwortl. Schriftleitung für den lokalen Teil: Franz Beckering, Ahaus; für den lokalen Anzeigenteil: Bernh. Bentlink, Gronau
Durchschnittsauflage I. 1938: **Zeno-Zeitung über insgesamt 41 000** enthaltend: Ahlener Volkszeitung, Ahlen, über 3000. — Allgemeine Zeitung Coesfeld über 5300. — Borkener Zeitung, Borken über 2200. — Bürgerblatt Emmerich über 1800. — Dülmener Zeitung, Dülmen über 2000. — Halterner Zeitung, Haltern über 1700. — Kreiszeitung Ahaus über 3600. — Münsterländische Volkszeitung Rheine über 4500. — Emsländische Tageszeitung (Lingen) Rheine über 1050. — Neuer Emsbote Warendorf über 2400. — Tageblatt Ochtrup über 1700. — Volksblatt Bocholt über 1000. — Volkszeitung, Emsdetten über 2000. — Volkszeitung, Dorsten über 1800.

Hotel zum Engel Gronau
Die Stätte der sprühenden Laune, des köstlichen Humors und der wirklichen Faschingsfreude.
An allen 3 Karnevalstagen
Sonntag, 27., Montag, 28. Febr. u. Dienstag, 1. März

Konzert, Tanz,
Frohsinn und Scherz
2 Kapellen / Sektbar / Künstl. Dekorationen

Die sieben Dinkel-Matrosen
spielen an allen 3 Karnevalstagen ab 6 Uhr zum fröhlichen Faschingstreiben im
Concordia-Saal Gronau auf.

Besuchen Sie heute und morgen den
Gronauer Schützenhof
(J. Kemper) Ochtruper Str.
Sonntag 7.11 Uhr: Weltstadt-Varieté-Programm der „Wiedertäufer am Buddenturm" aus Münster i. W.
Montagabend: Das große traditionelle Rosenmontagsfest

Gummistrümpfe
Leibhalter
Umstandsbinden
Bruchbänder
Katzenfelle
Inhalatoren
Drog. Hansen
Ahaus
Lieferung auch an Krankenk.-Mitglied.

Bis RM. 2400,- jährl. Einn., auch mehr d. Champignon-Pilzzucht i. Keller, Stall, Schuppen, Garten usw. Ich kaufe Pilzernte und erteile Auskunft
Max Benecke
Hamburg 22

Inseriert in der Heimatzeitung!

Für die vielen Beweise der Teilnahme beim Tode meiner lieben Frau und unserer guten Mutter sprechen wir hierdurch allen unseren herzlichen Dank aus.
Familie Gerhard Terdenge
Gronau, im Februar 1938.


Nu men tau
Nu men los
Buerenball
im
(Rosenmontag) Eintritt frei
Hotel zur Post
Gronau

Maler- u. Anstreichergeselle
für sofort gesucht.
Bernh. Asbeck, Epe

Prima rotbuntes
Mutterkalb
abzugeben.
Ahaus
Coesfelder Str. 41

Guterhaltener
Sportwagen
zu kaufen gesucht.
Zu erfragen in der Gesch. d. Ztg. in Gronau.

Schenkt Bücher

Trauer-Drucksachen
in allen gangbaren Ausführungen liefert schnell und billig
Buchdruckerei
Gebr. Lensing
Ahaus
Zweigstelle Gronau

Rosenmontag, 28. Febr.
fährt mein Omnibus mittags 12 Uhr ab hier nach Münster. Rückfahrt nach Uebereinkunft. Fahrpreis Mk. 2.50. Karten sind in meinem Geschäft zu haben.
Hermann Ehlers
Ahaus Ruf 333

Holzverkauf

am Donnerstag, dem 3. März 1938, 15 Uhr (3 Uhr nachm.) im Hotel zur Post in Stadtlohn.

Forstort: Lütkenhauskamp: Nr. 1—161a.

132 fm Kiefern-Schneideholz (Wertholz) und zwar: 34 fm 2b Kl., 78 fm 3a Kl., 17 fm 3b Kl., 2 fm 4. Kl.

Nötigenfalls sind Einkaufsscheine bezw. Einkaufskarten vorzulegen.

Auskunft erteilt Herr Förster Wesseler, Wüller, Kreis Ahaus, Tel.: Stadtlohn Nr. 307.

Fürstlich Salm-Salm'sches Forstamt Anholt i. W.

Richtig schreiben hat viel Tücken,
doch mit „Duden" wird dir's glücken!


Der Große Duden
jetzt neu in 3 Bänden:
I. Rechtschreibung der deutschen Sprache und der Fremdwörter. 11. Auflage.
II. Stilwörterbuch der deutschen Sprache. Eine Sammlung der richtigen und der gebräuchlichen Ausdrücke und Redewendungen.
III. Grammatik der deutschen Sprache. Eine Anleitung zum Verständnis des Aufbaues unserer Muttersprache.
Jeder Band in Ganzleinen gebunden 4 RM.
Rechtschreibung und Stilwörterbuch zusammengebunden mit Goldaufdruck und Lederrückenschild 8,20 RM.
Alle drei Teile in einem Band mit Goldaufdruck und Lederrückenschild 12,50 RM.
Zu beziehen durch
Buchhandlung Gebr. Lensing

Die großen Schlachtschiffe der Welt.

Von unserem Marine-Mitarbeiter.

Der Notenwechsel zwischen den Unterzeichnermächten des Londoner Flottenvertrages von 1936 und Japan hat das Schlachtschiff wieder in den Mittelpunkt des allgemeinen Interesses gerückt. Alle Einzelheiten dieses Kriegsschifftyps wie auch die Möglichkeiten seiner Weiterentwicklung sind in ausführlichster Form in der letzten Zeit in der internationalen Presse behandelt worden. Auf all diese Fragen in einem weiteren Bericht einzugehen, würde lediglich eine Wiederholung des schon mehrfach Gesagten darstellen. Die nachfolgenden Ausführungen sollen daher lediglich sachlich einmal den augenblicklichen Stand des Schlachtschiffbaues bei den verschiedenen Flottenmächten festhalten, um so ein klares Bild der neuerdings verstärkt einsetzenden Flottenrüstungen auf diesem noch immer wichtigsten Gebiet der modernen Kriegsschiffkonstruktion zu vermitteln.

Nach einer zehnjährigen Pause im Schlachtschiffbau, die durch die Bestimmungen des Washingtoner Flottenvertrages von 1922 bedingt war, nahm als erste der Flottenmächte Frankreich 1935 mit der „Dunkerque" wieder den Bau von Schlachtschiffen auf. Dieser Stapellauf bedeutete zugleich den Beginn eines neuen Zeitabschnittes im Kriegsschiffbau, der heute inzwischen einen sehr erheblichen Umfang angenommen hat. Unter den größeren Seemächten ist zur Zeit keine, deren Programm nicht den Bau oder die Planung von mehreren Schlachtschiffen enthielte.

In England liegen zur Zeit fünf Schlachtschiffe der „King George V."-Klasse auf Stapel. Sie sind je 35 000 ts groß und haben eine Bestückung von 10 oder 13 35,6 cm-Geschützen. Zu diesen fünf Einheiten sind inzwischen weitere drei bis fünf getreten, wobei damit gerechnet werden kann, daß diese zusätzlichen Schlachtschiffe die ersteren sowohl an Größe wie Armierung übertreffen werden.

Die amerikanische Flotte verfügte bisher über fünfzehn Schlachtschiffe, deren Baujahre durchweg noch in der Kriegszeit oder den ersten Nachkriegsjahren lagen. Die bisher aus Vertragsgründen unterbliebene rechtzeitige Ergänzung dieser Schiffe soll nunmehr in beschleunigter Form durchgeführt werden. Dieses Vorhaben wurde in erster Linie gekennzeichnet durch eine Botschaft des Präsidenten Roosevelt, mit der eine erhebliche Verstärkung bzw. Erneuerung der amerikanischen Flotte vor wenigen Wochen angekündigt wurde. Das neueste Bauprogramm (ordentlicher Haushalt für 1939 plus Ergänzungshaushalt 1939) verzeichnet den Bau von fünf Schlachtschiffen, für die bisher eine Größe von 35 000 ts vorgesehen war. Dieser Bau liegt im Rahmen der Zielsetzung der Präsidentenbotschaft, die insgesamt eine Erhöhung der Gesamttonnagezahl der amerikanischen Flotte gemäß der 1934 angenommenen und inzwischen erweiterten Vinson-Bill bis 1942 um 20 v. H. vorsieht.

Ueber Japans Bauabsichten in der Schlachtschiffklasse herrscht Unklarheit. Zahlreiche und sich immer wiederholende, jedoch von keiner amtlichen Seite bestätigte Meldungen sprachen von einem geplanten oder sogar schon in Angriff genommenen Bau von 43 000 ts bezw. 46 000 ts-Schlachtschiffen. Auf Vermutungen beruhende Presseberichte geben jetzt ein japanisches Bauvorhaben von drei bis vier Schlachtschiffen an. Eine Bestätigung dieser Meldungen steht jedoch noch aus.

Frankreich, das wie schon erwähnt, als erste der Flottenmächte wieder mit dem Bau von Schlachtschiffen begann, hat zur Zeit neben der bereits im Vorjahr in Dienst gestellten „Dunkerque" drei weitere Einheiten im Bau. Eins dieser Schiffe, „Strasbourg" ist ebenso wie die „Dunkerque" 26 500 ts groß. Die beiden anderen, „Richelieu" und „Jean Bart" hingegen verdrängen 35 000 ts. Mit der Fertigstellung des ersteren soll im Laufe dieses Jahres, mit der der beiden anderen im Zeitraum 1939/40 gerechnet werden können.

Die italienische Marine hat seinerzeit als erste der anderen Flotten das von Frankreich gegebene Beispiel nachgeahmt. Italien nahm den Schlachtschiffbau damals mit den beiden Neubauten „Vittorio Veneto" und „Littorio", beide je 35 000 ts groß, wieder auf. Eine beträchtliche Verstärkung bedeutete hier aber auch noch der gleichzeitig vorgenommene Umbau von vier älteren Schlachtschiffen, „Conte di Cavour" und „Giulio Cesare", (der inzwischen beendet ist), sowie „Caio Duilio" und „Andrea Doria". Nach einem Anfang 1938 bekannt gegebenen Zusatz-Flottenbauprogramm sind neben den beiden erwähnten 35 000 ts-Neubauten noch zwei weitere Bauten derselben Größe geplant. Sie sollen später die Namen „Roma" und „Imperio" führen.

Die Darstellung der Schlachtschiffbaupläne der größeren Seemächte wäre unvollständig, wollte man nicht im gleichen Zusammenhange die Bauabsichten der Sowjetunion auf diesem Gebiet erwähnen. Die sowjetrussischen Absichten auf Schaffung einer starken Flotte sind bekannt. Sie sind erst kürzlich wieder durch eindeutige Aeußerung bekannter kommunistischer Funktionäre der Oeffentlichkeit zugänglich gemacht worden. Während aber der Bau der kleineren Schiffseinheiten im Lande selbst bewerkstelligt werden konnte, stößt hier der Bau großer und leistungsfähiger Schiffe auf erhebliche Schwierigkeiten, die bisher selbst mit den brutalsten Mitteln anscheinend nicht aus dem Wege geräumt werden konnten. Als Tatsache kann jedoch festgestellt werden, daß Sowjetrußland zur Zeit den Bau von drei Schlachtschiffen von je 35 000 ts plant. Ob zur Durchführung dieses Planes ausländische Hilfe in mehr oder weniger großem Umfange in Anspruch genommen werden muß, steht dabei noch dahin.

Zusammenfassend kann gesagt werden, daß zur Zeit in den Flottenbauprogrammen der fremden Seemächte annähernd 30 Schlachtschiffe enthalten sind, die teils noch geplant, zum größeren Teil aber bereits im Bau sind. Die durchschnittliche Größe dieser Schlachtschiffe beträgt 35 000 ts, die Geschwindigkeit zumeist 30 Seemeilen. Das Höchstkaliber schwankt zwischen 35,6 cm und 40,6 cm. Ob und wie weit diese heute noch gültigen Maße auch für die Zukunft noch Geltung besitzen, kann zur Zeit noch nicht bestimmt werden.

Auf jeden Fall befindet sich der Schlachtschiffbau heute in der ganzen Welt wieder auf dem Vormarsch. Das Großkampfschiff, dem man nach dem Kriege lange Zeit unter der Einwirkung gewisser Kriegserfahrungen und infolge der raschen Entwicklung der Luftwaffe und ihres vermutlichen Einflusses auf die moderne Seekriegsführung den Untergang prophezeien zu können glaubte, stellt in den heutigen Anschauungen der überwiegenden Fachkreise wieder das eigentliche Rückgrat der Flotte dar. Es ist damit wieder zum unerläßlichen Faktor der Grundlage jeder Seemacht geworden.

★

Ueber die Bedeutung, die der Admiralstab der Marine der Vereinigten Staaten dem Schlachtschiff beimißt, liegt eine überaus bemerkenswerte Stellungnahme des Chefs der Operationsabteilung, Admiral W. D. Leahy, vor, die in „Army and Navy Register" veröffentlicht ist. In dieser Darstellung heißt es u. a.:

„Das Schlachtschiff ging aus jeder vorübergehenden Bedrohung machtvoller als zuerst hervor. Heute beherrscht es die See. Das Schlachtschiff von heute vereinigt in sich Angriffskraft und geringste Verwundbarkeit. Es ist das Rückgrat der Seemacht. Die Angriffskraft des Schlachtschiffes hängt von Zahl und Kaliber seiner Geschütze ab. Es sind die schwersten, die überhaupt in irgendeinem Schiffstyp eingebaut sind. Das größte heute gebräuchlichste Kaliber beträgt etwa 40 cm. Abgesehen von den Schlachtschiffen führt kein neuzeitliches Schiff schwerere als 20 cm-Geschütze. Dank seiner Größe kann das Schlachtschiff den schwersten Seitenpanzer und die schwersten Panzertürme tragen, ebenso genügend starken Horizontalpanzer, um steil einschlagende Granaten abzulenken oder die schwachen Geschoßhüllen der Fliegerbomben zerschellen zu lassen. Dann dringen diese nicht in die lebenswichtigen Teile des Schiffes ein. Schutz gegen Torpedos und Minen erreicht man durch entsprechende Einteilung in wasserdichte Abteilungen und ein gut ausgebautes Pumpensystem. Die Skagerrakschlacht hat gezeigt, wieviel Treffer ein Schlachtschiff vertragen kann, ohne die Schwimmfähigkeit zu verlieren. An dieser Schlacht waren 28 britische und 22 deutsche Schlachtschiffe beteiligt. Nur ein einziges älteres deutsches Schlachtschiff, die „Pommern", sank. Sie hatte nur eine Wasserverdrängung von 13 200 Tonnen und war schon zwölf Jahre alt. Die anderen 24 Schiffe, die sanken, waren Schlachtkreuzer, die viel leichter als die damaligen Schlachtschiffe gepanzert waren, ferner Kreuzer und Zerstörer. Das britische Schlachtschiff „Warspite" erhielt in jener Schlacht mehr schwere Treffer als jedes andere Schlachtschiff. Es waren 13. Nach 50 Tagen war es wieder instandgesetzt. Kein anderer Schiffstyp hätte so schwere Treffer überleben können. Der Schutz, den der Panzer den lebenswichtigen Teilen des Schlachtschiffs bietet, zeigt sich in der geringen Zahl der Gefallenen. Auf britischer Seite fielen im ganzen 6097 Mann. Davon treffen aber nur 123, d. h. etwa zwei Prozent, auf die Schlachtschiffbesatzung. Die Gesamtzahl der Toten auf deutscher Seite betrug 2545. Die Schlachtschiffe verloren 948 Tote. Davon befanden sich 840 auf dem einen gesunkenen älteren Schlachtschiff. Auf die anderen Schlachtschiffe kamen nur 108 Tote. Die Größe des neuzeitlichen Schlachtschiffes erlaubt ihm, eine bedeutende Zahl leichter Schnellfeuergeschütze zur Abwehr von Zerstörern und Fliegern mitzuführen. Die Größe ergibt ferner eine ruhigere Geschützplattform. Der Fahrbereich des Schlachtschiffes ist größer als jener aller anderen Kampfschifftypen. Eine einzige Bombe oder ein einziger Torpedo werden niemals ein Schlachtschiff oder überhaupt ein großes Schiff vernichten. Schlachtschiffe, Kreuzer, Flugzeugträger, Zerstörer, Minenleger, U-Boote und Flieger haben alle ihre besonderen Aufgaben. Sie hängen voneinander ab. Seemacht kann nicht auf einen Typ oder einige wenige Typen gegründet werden. Sie sind alle notwendig.

Neues in Kürze.

Beendigung des polnischen Jagdbesuches Generalfeldmarschalls Göring. Am Freitag abend hat Generalfeldmarschall Göring, wie vorgesehen, seinen Jagdaufenthalt in Bialowiza abgeschlossen und im Verlaufe der Nacht die Rückreise nach Berlin angetreten, ohne in Warschau Aufenthalt zu nehmen. Die gestrige Jagdbeute des Feldmarschalls bestand in drei Wildschweinen. Staatssekretär Alpers erlegte gestern einen Wolf und einen Luchs.

Hearst-Privatflugzeug im Nebel abgestürzt. Das Privatflugzeug des Zeitungsmagnaten Hearst, das Gäste von Hollywood auf seine 250 Meilen nördlich von Los Angeles liegende Besitzung bringen sollte, ist im Nebel in der Nähe der Stadt St. Louis abgestürzt. Der Pilot und zwei Insassen, Lord und Lady Plunket aus London, wurden bei dem Absturz getötet. Der dritte Fluggast, Sir Walter Lawrence, erlitt lebensgefährliche Verletzungen.



Das „Auge der Flotte" wird an Bord genommen.

Ein Schnappschuß von einer Uebung der britischen Flotte im Mittelmeer. Hier wird ein Beobachtungsflugzeug, das von den Engländern „Auge der Flotte" genannt wird, wieder an Bord genommen. Das Flugzeug besitzt sowohl Räder als auch Schwimmer, um ihm das Landen auf der Erde und auf dem Wasser zu ermöglichen. (Scherl-M.)



Ich bin Fall 97!

Berlin, den 24. Januar 1938

Für mich kommt als Cigarette nur die „Astra" in Frage. Denn ich will beim Rauchen nicht nur genießen · es soll mir auch bekommen. Und die „Astra" schmeckt herrlich, ist aber dank ihrer Nikotinarmut bekömmlicher. Warum dann also nicht „Astra" rauchen? Man entbehrt nichts, aber man gewinnt.

Kurt Lehmann Verkaufsleiter der Buchdruckerei H. Wigankow, Berlin N 65, Chausseestr. 72

...und welcher Fall sind Sie?

Ob Sie arm sind oder reich, ob Sie geistig arbeiten oder körperlich - auch Ihnen kann die „Astra" helfen, wie sie immer wieder geholfen hat. Die „Astra" schmeckt so gut, daß man kaum glauben will, sie sei nikotinarm. Und doch ist ein Nikotingehalt von weniger als 1% auf jeder Astra-Packung beglaubigt. - Diese Nikotinarmut ist eine gewachsene Eigenschaft der Tabakblätter, die zu ihrer Herstellung Verwendung finden. Kein künstlicher Nikotinentzug, keine chemische Behandlung. Darum: Für alle Fälle — Astra!



KYRIAZI 4½ Astra

MIT UND OHNE MUNDSTÜCK

Reich an Aroma — Arm an Nikotin

Blick nach draußen.

Das kostenlose Hochzeitsgeschenk.

Der Farmer Jack Jefferson in Elgin (USA) hatte seit vielen Jahren seine Schweine mit den Abfällen ernährt, die er von den Tischen der Städter sammelte. Er hatte einen besonderen Sammeldienst organisiert und stand sich wohl dabei. Als er kürzlich heiratete, konnte er seiner Braut ein wundervolles, unerwartetes und doch kostenloses Hochzeitsgeschenk machen. Es bestand aus 400 Einzelteilen silbernen Tischgerätes — alles Stücke, die die Hausfrauen unachtsam mit dem Abfall in den großen Kübel geschüttet hatten, aus dem Jack Jefferson das Silber vorsichtig herauslas, ehe er seinen Schweinen das Futter vorwarf.

Wenn die Affenmama ein Baby sucht.

In der Ortschaft Kalawila in der Nähe von Colombo hatte eine singhalesische Mutter ihr Kind auf der Veranda des Hauses zurückgelassen. Sie wollte nur in einem nahen Bach Wäsche ausspülen. Bei der Rückkehr sah sie zu ihrem Entsetzen, wie ein größerer Affe mit ihrem Kind unter dem Arm davonlief. Das Geschrei der Mutter alarmierte das ganze Dorf. Man entdeckte die Affenmutter nach langem Suchen in der Krone eines Baumes. Sie bemühte sich, das menschliche Baby so in den Schlaf zu wiegen, wie sie es von verschiedenen Beobachtungsplätzen aus bei den Menschen gesehen hatte. Ein Scharfschütze holte die Affenmutter mit einem Schuß vom Baum herunter. Das Baby wurde lebend geborgen.

Uncle Ed — der faulste Mann Amerikas.

Edward Roberts stammte ursprünglich aus Massachusetts. Aber dort will man nichts mehr von ihm wissen, weil man sich schämt, den faulsten Mann Amerikas hervorgebracht zu haben. Heute nennt man Edward Roberts nur noch „Uncle Ed", weil es zu viel Mühe kostet, das Wort Edward auszusprechen. Man wurde auf die abgrundtiefe Faulheit des Uncle Ed aufmerksam, als er bei einem Straßenbau in Vermont darauf bestand, genau wie alle anderen Arbeiter eine Schaufel zu bekommen. Dabei hatte er nur Steine aufzuladen. Vergebens wies ihn der Vorarbeiter darauf hin. Uncle Ed meinte: „Aber ich möchte so gern eine Schaufel haben. Jeder hat etwas, worauf er sich stützen kann. Nur ich nicht!" Als kürzlich in Virginia ein Wettbewerb um den faulsten Mann stattfand und ihm der 1. Preis zuerkannt wurde, erfuhr er davon, als er auf einer Wiese in der Sonne lag. Die Freunde, die ihm den Siegespreis brachten, vernahmen von ihm folgende verblüffende Entgegnung: „Bitte, dreht mich auf die andere Seite und steckt mir den Siegespreis in die Tasche . . ." Nach dieser Aeußerung wagt niemand mehr daran zu zweifeln, daß Uncle Ed die Prämie wirklich verdient hat.

Wie stark ist das Haar?

Ein holländischer Arzt, der kürzlich eine Weltreise unternahm, hat diese Gelegenheit benutzt, um in den verschiedenen Erdteilen die Haare der Menschen auf ihre Stärke zu prüfen. Er kam zu dem Schluß, daß die Haare im Durchschnitt von einer ungeheuren Stärke sind, und daß z. B. ein gleich starker Stahlfaden nur zweimal so fest ist wie ein Haar. Allerdings gibt es Unterschiede nach der Farbe des Haares und nach dem Alter der Personen. Braunes Haar zeichnet sich durch eine außerordentliche Stärke aus. Dann folgen blond und rot. Den geringsten Widerstand beweist das graue Haar. Ein durchschnittliches Frauenhaar kann ein Gewicht von 110 Gramm tragen, ohne zu zerreißen.

Die Sonne besorgt die Dampfheizung.

In Florida hat man sich zuerst entschlossen, die Sonne im ganz großen Stil in den Dienst der Warmwasserbereitung zu stellen. Nicht weniger als 12 000 Wohnungen sind mit den entsprechenden Einrichtungen versehen worden. Das Sonnen-Wasserheizungssystem besteht darin, daß man mit Hilfe von Spiegeln die Sonnenstrahlen so konzentriert, daß eine laufende Lieferung sehr heißen Wassers möglich ist. Sechs Stunden Sonnenschein, wie man ihn in Florida gewöhnt ist, genügen, um für drei Tage das Wasser auf eine ansehnliche Temperatur zu bringen. Denn das von der Sonne geheizte Wasser klettert bis auf 93 Grad empor, also kommt sehr nahe an den Siedepunkt heran. Da die Wasservorräte in Spezialbehältern aufbewahrt werden, hält sich die Hitze für zwei bis drei Tage vorzüglich.

Vertrieben und heimatlos.

Zwei Denkschriften Wiesners an den polnischen Senat.

DNB **Warschau**, 25. Februar.

Der deutsche Senator Rudolf Wiesner brachte in der gestrigen Senatssitzung zwei Denkschriften ein, die sich mit der Handhabung des Grenzzonengesetzes und mit den Maßnahmen gegen die deutsche Privatschule in Neutomischel befassen.

Auf Grund des „Gesetzes über die Grenzen des Staates" können Auflassungen und Käufe von Grund und Boden nur dann rechtskräftig werden, wenn sie die Genehmigung des zuständigen Wojewoden erhalten. Diese Verordnung wurde geschaffen, um „staatsgefährlichen und unliebsamen Elementen" die Möglichkeit zu nehmen, sich an den Grenzen des Staates anzusiedeln.

In der Handhabung dieses Gesetzes, so heißt es in der Denkschrift, zeige sich jedoch, daß in den Wojewodschaften Posen, Pommerellen und Schlesien nach einem systematischen Plan vorgegangen wird, um den Deutschen diese Genehmigung zu verweigern. Dadurch werde die deutsche Bevölkerung des Grenzgebietes von dem Grund und Boden, auf dem sie oft seit Generationen ansässig ist, vertrieben und heimatlos gemacht.

Da die Zweckbestimmung des Gesetzes auf die Deutschen unter keinen Umständen angewandt werden könne, fordert die Denkschrift den Erlaß entsprechender Anordnungen, um die einseitige gegen den deutschen Besitzstand gerichtete Handhabung des Grenzzonengesetzes auszuschalten.

Die zweite Denkschrift geht auf die Entwicklung der Schulverhältnisse in Neutomischel ein. Im Jahre 1928 hatte dort die evangelische Kirchengemeinde ein Gebäude für die Unterbringung der deutschen Privatschule zur Verfügung gestellt, das jedoch von der Wojewodschaft zur Benutzung nicht freigegeben wurde. Schließliche wurden der vorläufig im polnischen Schulgebäude untergebrachten deutschen Privatschule die Räume gekündigt, so daß die deutschen Kinder keine Möglichkeit des deutschen Schulunterrichts hatten. Die deutschen Eltern weigerten sich, ihre Kinder in die Staatsschule zu schicken. Da die von der Wojewodschaft seinerzeit gewünschten baulichen Veränderungen der deutschen Privatschulen durchgeführt worden sind, fordert die Denkschrift die Freigabe des Gebäudes.

Der Tribüneneinsturz in Lommersum.

Um die baupolizeiliche Abnahme.

× **Bonn**, 25. Februar.

In der Zeugenvernehmung im Prozeß wegen des Einsturzunglücks in Lommersum ging es am Freitagvormittag zunächst um die Frage der Tribünenüberfüllung und der Kartenausgabe. Die von dem Angeklagten Schumacher 2 gemachte Einlassung, neun Kartenkontrolleure und der Fahrer seines Dienstwagens könnten bestätigen, daß er ausdrücklich erklärt habe, die Podiumkarten seien Feldstehplatzkarten, wurde von keinem der vernommenen Zeugen bestätigt.

Der Kreisamtsleiter der DAF Euskirchen, Becker, erklärte als Zeuge, daß er einige Tage vor der Parade von Rix einen Brief des Inhalts erhalten habe, daß eine Erweiterung der Tribüne unmöglich sei. Schumacher 2 habe deshalb auf Kosten der Stehplätze neue Sitzplätze schaffen lassen. Mehrere Polizeibeamte, die Absperrdienst auf dem Paradefeld hatten, erklärten, daß viele Karteninhaber mit Tribünenplätzen keinen Platz mehr auf diesen bekommen hätten. Trotzdem sei der Kartenverkauf weitergegangen.

Einen breiten Raum in der Vormittagssitzung nahm die Vernehmung des Landrates von Euskirchen, Dr. Gröger, ein. Er äußerte sich eingehend über die Frage der baupolizeilichen Abnahme der Tribüne und bestätigte, daß der Angeklagte Kreisarchitekt Raths erhebliche Mängel an der Tribüne festgestellt und diese bei der Ortspolizeibehörde in Friesheim zu Protokoll gegeben habe. Die Anklage wirft Raths bekanntlich vor, fahrlässig gehandelt zu haben, da er sich mit dieser Feststellung begnügte. Er begründete sein Verhalten, wie bereits früher eingehend berichtet damit, daß er die Tribüne für einen Bau der Militärverwaltung gehalten und sich nur als technischer Berater gefühlt habe. Der Landrat sagte aus, daß allgemein die Auffassung bestanden habe, das Militär baue die Tribünen. Seine, des Landrats, Zuständigkeit sei bei dieser Angelegenheit mehr die Regelung des Verkehrs gewesen. Bei eiligen Bauabnahmen stelle die Protokollierung der Erhebung vor der Ortspolizibehörde den gesetzlich zulässigen Weg dar. Welche Schritte die Ortspolizei daraufhin unternehme, ob sie die Einstellung des Baues veranlasse oder nicht, entziehe sich der Einwirkung des Kreisarchitekten.

Die Nachmittagsverhandlung war vorwiegend auf die Klärung der Frage der baupolizeilichen Abnahme der Tribüne abgestellt. Zunächst wurde der Dezernent für das Kreisbauwesen, Kreisoberinspektor Schönemann, vernommen. Auf eine Frage stellte er die Tätigkeit des Kreisarchitekten als die eines technischen Beraters und Sachverständigen der Baupolizeiverwaltung dar. Es gehöre nicht zu den Aufgaben des Kreisarchitekten, so betonte dieser Zeuge, sich aus eigenem Antrieb zu überzeugen, ob die von ihm festgestellten Mängel bei der Tribüne abgestellt werden, da dies Sache der zuständigen Ortspolizeibehörde sei. So sei es auch nicht Sache des Kreisarchitekten gewesen, festzustellen, ob die im Falle Lommersum zuständige Polizeibehörde in Friesdorf die Folgerungen aus seinen Beanstandungen gezogen habe. Zu den Obliegenheiten des Landratsamtes gehörten, nach Aussagen des Zeugen, im Falle Lommersum lediglich die Ueberwachung der Instandsetzung der Straßen und die Abwicklung des Verkaufs alkoholfreier Getränke. Die Frage des Tribünenbaues sei niemals erörtert worden. Man habe im allgemeinen geglaubt, daß die Tribünen von der Heeresleitung gebaut würden. Gegen die Vereidigung dieses Zeugen erhob der Staatsanwalt Einspruch. Da unter den Augen dieses Zeugen ein nicht gemeldeter Bau entstanden sei liege Beteiligung an der fahrlässigen Handlung vor. Das Gericht beschloß entsprechend dem Antrage des Staatsanwalts.

Dem nächsten Zeugen, Kreistiefbaumeister Bodanger aus Euskirchen, waren von Vertretern der Firma Stiel die Pläne und statischen Berechnungen für die Tribüne übergeben worden. Da er der Ansicht war, daß dieses technische Material auch in ein technisches Kreisbüro gehörte, hat er es sodann dem Angeklagten Raths auf den Tisch gelegt. Diese Handlungsweise veranlaßt den Vorsitzenden zu der Bemerkung, daß, wenn dieser Zeuge das Material dem Oberinspektor Schönemann vorgelegt hätte, wäre wohl die ganze Bearbeitung der Sache einen anderen Weg gegangen und vielleicht der Tribüneneinsturz vermieden worden. — Bemerkenswert waren die Aussagen des Zeugen Kreissparkassendirektors Pehle aus Euskirchen, der mit Raths, der auch als vereidigter Taxator der Kreissparkasse tätig ist, zu Besichtigungen der Tribüne auf dem Paradefeld war. Auf dem Paradefeld hat dieser Zeuge ein Gespräch mit dem Besitzer des Geländes, auf dem die Parade veranstaltet wurde, gehabt. Dieser habe ihm erzählt, daß die Kartenfrage sehr schlecht organisiert gewesen sei. Auf eine Beschwerde bei einem der Offiziere seien 200 Karten von je 0,50 RM für die Bewohner der umliegenden Orte bereitgestellt worden. Während dieser Unterhaltung hat der Angeklagte Raths eingehend die Tribüne besichtigt und ihm darauf sofort gesagt, daß er Mängel an den Tribünen festgestellt habe und daß die Bauausführung nicht mit den eingereichten Plänen übereinstimme. Anschließend seien beide zur zuständigen Polizeiverwaltung in Friesdorf gefahren, wo Raths sofort sein Gutachten mit den Beanstandungen abgegeben und ausdrücklich noch gesagt habe, dies sofort dem Polizeichef abzugeben, damit dieser das Notwendige veranlasse.

Der Zeuge war auch am folgenden Tage mit dem Angeklagten Raths zur Parade gefahren. Nach dem Unglück hat er Raths, als er ihn später in Euskirchen traf, mit den Worten begrüßt: „Ich beglückwünsche Sie, daß Sie Ihre Beanstandungen gestern schriftlich niedergelegt haben." Der Zeuge gab auf Befragen noch seiner Ansicht dahingehend kund, daß Raths alles getan habe, was in seiner Macht gestanden hätte. Bezeichnend waren auch die Aussagen des Hochbautechnikers Hansen. Der Zeuge erklärt, daß der Bau der Tribünen nicht einmal angemeldet war, infolgedessen habe er auch nicht ordnungsgemäß abgenommen werden können. Das Gericht vernahm dann den damaligen stellvertretenden Gauorganisationswart von KdF. Löllgen, zwecks Klärung der Frage, wer für den Tribünenbau verantwortlich war. U. a. erklärt der Zeuge, daß der Angeklagte Rix verantwortlich für den Tribünenbau war. Rix sei auch für die früher schon errichteten Tribünen verantwortlich gewesen. Im übrigen hat der Zeuge bei einer am 14. 9. nach Lommersum unternommenen Fahrt den halbfertigen Bau bemängelt. Zur Fertigstellung der Tribüne B habe am Vortage der Parade noch wichtiges Baumaterial gefehlt. Vom Gerichtsvorsitzenden bezüglich der baupolizeilichen Abnahme befragt, erklärt der Zeuge, die Tribünen haben am Paradetage gestanden. Da ihm bekannt gewesen sei, daß sie von der Baupolizei besichtigt waren, habe er angenommen, daß alles in Ordnung sei. Der bekannte Erlaß über Tribünenbau und Kartenverkauf sei ihm erst nach dem Einsturz bekannt geworden. Dieser Zeuge wird Anfang nächster Woche nochmals vernommen.

Die Schatzkammer des letzten Inkakönigs.

Flugzeug erschließt das Gold im Felsenverließ.

H. F. **Buenos Aires**, im Februar.

In diesen Tagen beginnt ein Flugzeug einer bolivianischen Minengesellschaft mit planmäßigen Flügen von La Paz über höchste Bergketten der Anden hinab in ein versteckes, tiefeingeschnittenes Tal, wo jetzt die wiederentdeckte Goldmine des letzten Inkakönigs ausgebeutet werden soll. Nur mit Hilfe des Flugzeuges ist es möglich, die zum Bergbau benötigten Maschinen dorthin zu befördern. Die Wiedereröffnung der alten Mine hat eine sehr bemerkenswerte Vorgeschichte.

Ein wütender Schneesturm orgelt durch den Sorata-Paß und reißt die zerlumpten, dunkelhäutigen Männer fast in den Abgrund, die mühsam, unendlich mühsam, den steilen Felspfad hinaufgestiegen kommen. Mit verkrampften, verzweifelten Gesichtern schleppen sie sich vorwärts. Ihr Atem keucht in der verdünnten Luft, hier oben, 600 Meter über dem Meeresspiegel. Aber es gibt kein Rasten. Vorwärts, vorwärts! In zehn Tagen müssen die Bündel mit den schweren Goldklumpen und den goldhaltigen Erzen hinüber an das Ufer des Titicaca-Sees, ins Lager der spanischen Konquistadoren gebracht werden. Unbarmherzig saust die Knute der Wächter hernieder, wenn die Atemnot und die Last einen der Männer zu Boden drücken. Zu Hunderten, zu Tausenden liegen sie hier oben verscharrt, die Sklaven, denen die letzte Kraft versagte.

Ein Felspfad des Grauens, über den ein Goldstrom von unermeßlichem Reichtum seinen Weg nimmt. Tief unten im Abgrund, wo die Fluten des Tipuani-Flusses schäumen, fördern andere Sklaven das Gold zu Tage. Dort liegt, in einem natürlichen Felsenverließ versteckt, die Aramayo-Mine, die Schatzkammer des unglücklichen letzten Inkakönigs Atuhualpa. Eine Milliarde in Gold hat Atahualpa an den Spanier Pizarro dank dieser Mine als Lösegeld zahlen können — aber man hat ihn dennoch hingerichtet. Jetzt wird die Mine von den Spaniern ausgebeutet, mit den gleichen Sklaven und den gleichen grausamen Methoden. Statt in die Paläste der Inkas fließt der Goldstrom jetzt in die Lager der Konquistadoren, in die Goldtruhen des Hofes in Sevilla . . .

Vier Jahrhunderte sind seitdem vergangen. Auf dem Flugplatz von La Paz schaltet ein Ingenieur den Kurzwellensender ein:

„Achtung! Achtung! Hier Flugplatz La Paz! Flugzeug mit Maschinenteilen eben Richtung Sorata-Paß aufgestiegen, wird in 28 Minuten eintreffen. Bereitet alles zum Entladen vor!"

Schon wenige Augenblicke später tönt es zurück aus dem Lautsprecher:

„Achtung! Achtung! Hier Flugplatz Tipuani-Fluß. Alles zum Entladen bereit. Wir erwarten heute wieder fünf Flugzeugtransporte. Hier alles wohlauf!"

Ueber den längst verwehten Sklavengräbern im Sarota-Paß donnern die drei Motore eines Flugzeuges. Der stählerne Riesenvogel hebt sich nur wenige Meter über den Kamm der Gebirgskette, um dann gleich darauf mit abgestellten Motoren in das enge Tal des Tipuani-Flusses hinabzustoßen. Da ist auch schon der schmale Landungsplatz. 28 Minuten nach ihrem Aufstieg, beinahe auf die Sekunde genau, setzt die schwere Maschine ihre Räder neben der alten Aramayo-Mine auf. Kurze Begrüßungsworte. Ladebäume kreischen, heben aus dem Leib des Flugzeuges gewaltige Eisenröhren, unförmige Kisten, Stahlkonstruktionen. Jeder Handgriff scheint einstudiert. In unglaublich kurzer Zeit ist die Maschine entladen. Schon spielen wieder die Kurzwellen zwischen der Aramayo-Mine und dem Flugplatz La Paz, melden und bestätigen den Rückflug des Flugzeuges.

Eine kinderleichte Angelegenheit, die Erschließung der alten Goldmine bei dem Stand der heutigen Flugtechnik — das sollte man annehmen! In Wahrheit aber hat es vielmonatiger, gründlicher Vorbereitungen und unerhörter Geldaufwendungen bedurft, ehe jetzt das Flugzeug planmäßig das Felsenverließ anfliegen kann.

Die Konquistadoren haben sich nicht lange der Mine erfreut. Nur zu bald war die Oberfläche ausgebeutet, und tiefer zu schürfen, fehlten die Gerätschaften, die man selbst unter Aufgebot ganzer Sklavenarmeen nicht in diese unzulängliche Schlucht transportieren konnte. Der Goldstrom über den Sorata-Paß versiegte.

In der Schlucht des Tipuani-Flusses wucherten Busch und Urwald, und im Laufe der Jahrhunderte wußte schließlich kein Mensch mehr, wo sich die Goldmine König Atahualpas wirklich befunden hatte. Nur die Sage unter den Andenbewohnern berichtete noch von namenlosen Grausamkeiten an Sklaven in der Aramayo-Mine und von Todesmärschen über den Sorata-Paß.

letzten Inakönigs anzustellen, die dann auch bald wiedergefunden wurde.

Die Mine birgt noch immer unschätzbare Mengen goldhaltigen Erzes. Aber um sie auszubeuten, muß ein großes Bergwerk angelegt werden, mit allen neuzeitlichen Maschinen und Geräten. Unmöglich, diese Gerätschaften hierher zu transportieren. Noch heute genau so unmöglich wie zur Zeit der Konquistadoren!

„Wir müssen warten, bis es Flugzeuge gibt, die stark genug sind, um Lasten von mehr als einer Tonne 7000 Meter hoch über den Sorata-Paß zu heben!" Das ist die resignierte Feststellung, zu der man nach vielen vergeblichen Versuchen mit Lamas und anderen Lasttieren kommt.

Herbst 1937 steht endlich ein derartiges Flugzeug zur Verfügung. Sofort an die Arbeit! Ungezählte Studienflüge über den Paß und das Tipuani-Tal. Der Urwald im Tal wird gerodet, unter unsäglichen Schwierigkeiten ein Landungsplatz geschaffen. Meteorologen errichten Wetterstationen, registrieren Wind, Wolken, Nebel, Rechnen, vergleichen. Eine Kurzwellenstation verbindet das Felsenverließ mit der Außenwelt. Man scheut keine Kosten; denn wenn das Werk gelingt, wird wieder ein unermeßlicher Goldstrom aus der Schlucht mitten in den Anden seinen Weg herauf finden.

Und jetzt sind die Vorbereitungen abgeschlossen. Das Kommando zum ersten planmäßigen Start ist gegeben. Der erste „Bergbau aus der Luft", dem vermutlich eine ganze Anzahl ähnlicher Unternehmungen in den Anden folgen werden, hat begonnen.

Nachtpatrouille.

Aus der Zeit vor 20 Jahren.

Von

Dr. H. Berger.

Es war in den Februartagen 1918, als er mit einem Trupp frischen Nachwuchses zu unserer Kompagnie an der Westfront stieß, der bleiche, langaufgeschossene Freiwillige Oskar Werner. Ein bis auf die Haut dringender Nebel verwandelte am Nachmittag alles Lebendige in schleichende Gespenster, also auch den eben angekommenen Ersatz, den der Zugführer eben im Begriff war, in unserem Grabenabschnitt zu verteilen. Vorerst, da überdies die frühe Dämmerung eine eingehende Musterung der neuen Kameraden verwehrte, beschränkte sich die Begrüßung auf einige rauhe, aber herzliche Kraftausdrücke, an denen es dem Schützengrabendeutsch wahrhaftig nicht mangelte.

Sehr überrascht waren wir nicht, als uns das Licht des nächsten Morgens ein paar unfertige Jungengesichter enthüllte. Mir fiel unter allen gleich jener Oskar Werner auf, und zwar seine völlig unsoldatische Haltung, die aber durch die Unberührtheit seines kindlichen Aussehens aufgewogen wurde. Im Sommer hatte er noch die weiße Primanermütze getragen; einige Wochen später war er, Kriegsfreiwilliger natürlich, schon Soldat. So schnell reifte damals das Kind zum Jüngling, der Jüngling zum Mann. Ich erfuhr es, selbst Student in den ersten Semestern und seit zwei Jahren Soldat, aus gelegentlichen Gesprächen mit ihm. Viel mehr war allerdings nicht aus ihm herauszubringen in der ersten Zeit, und nur auf Umwegen wurde es bekannt, daß sein Vater ein hoher Regierungsbeamter, Geheimrat, war. Alles Vergangene und Private schien er endgültig hinter sich gelassen zu haben; jetzt war er Soldat oder bemühte sich wenigstens einer zu werden.

So urteilten wir anderen. Aber keiner, auch der robusteste nicht, hätte es ihm auf den Kopf zusagen können. Sie machten wohl ihre üblichen Scherze wie mit allem „jungen Gemüse"; indessen hinderte uns alle eine letzte Scheu, den zarten Jungen mit den noch im Unflat des Grabenkrieges guten Manieren seine Unzulänglichkeit fühlen zu lassen. —

Obgleich ich als bald nachrückender Zugführer sein Vorgesetzter war, suchte ich, so oft sich Gelegenheit dazu bot, mit ihm ins Gespräch zu kommen; versteht sich, über ganz unmilitärische Dinge. Aber wie wuchs mein Erstaunen, als sich seine Zunge mehr und mehr löste, wenn wir ins Philosophieren kamen, und er mit einem seine Jahre weit überragenden Scharfsinn an die letzten Dinge, an Gott und die Welt rührte und sie doch frommen Sinnes stehen ließ, wo sie standen, ja, sie nur tiefer und fester noch seinem wohlgeordneten Denken zugrunde legte. Ich kann nur sagen, daß er mich ein übers andere Mal mehr beschämte, gab er mir doch meine längst verlorene Sicherheit in diesen letzten Fragen des grübelnden Verstandes zurück. Ein spiegelklarer See, so ruhig und unbewegt lag seine Seele vor mir. Und doch mußte ich ihn vielleicht noch selbigen Tags — zum wievielten Male schon! — mit aller Härte anfassen, wenn er unpünktlich und fahrlässig wie ein Zivilist gegen die einfachsten Pflichten des Soldaten verstieß.

Wir hatten uns für den Winter schön eingedeckt — buchstäblich, und ohne Hintergedanken, an Konserven und Eingemachtem. Mit Brettern und Balken waren Gräben und Besatzung gegen die schlimmsten Unbilden des Wetters, da es die hübschen, rauchlosen Oefchen damals — für uns wenigstens — noch nicht gab, geschützt. Man ließ sich hüben und drüben ziemlich in Ruhe und peitschte durch die Schießscharte nur dann und wann den üblichen Gewehrschuß ins dunkle Ungefähr hinaus. Von den Handgranaten regen Gebrauch zu machen, verbot sich schon wegen der Unmöglichkeit, sie einfach aus dem Graben, der ja ringsum eingedeckt war, zu werfen. Zu diesem Zweck gelangte man über rückwärtige Stufen ins Freie hinauf, wo es blitzschnell zu handeln galt, das heißt: abziehen und werfen.

Nichts Unbeholfeneres nun als unseren Oskar Werner, der sich und uns mehr als einmal in Lebensgefahr brachte, indem er den Sprengkörper entweder hinter sich warf oder so ungeschickt damit hantierte, daß die Granate vor seiner Nase an einem Pfosten abprallte und im eigenen Graben zerplatzte. Einmal hat er wie ein Kind geweint, als er sich den Schaden besah: zwei — zum Glück nur leicht — Verwundete.

Nein, ein Soldat war er nicht. Aber vielleicht ein Held?

Er war es zweifellos, wenn man die edelste Absicht, den besten Willen schon für die Tat nimmt. Die Gespräche, die ich mit ihm führte, offenbarten den flammendsten Idealismus und die glühendste Bereitschaft zur Hingabe des Lebens, deren eine Jünglingsseele nur fähig ist. Auch ohne es mir mit Worten zu gestehen, wußte ich, daß er unsäglich unter den äußerlichen Hemmungen litt, die ein Zerrbild eines Soldaten aus ihm machten. Vielleicht war er sogar furchtsam und ängstlich zu nennen; aber davon wußte sein inwendiges Gefühl nichts, das vielmehr in ewigem schmerzlichen Konflikt mit dem auffälligen Menschen namens Oskar Werner lag.

Zu einer freiwilligen Nachtpatrouille, die ich mit drei Mann meines Zuges zwecks Feststellung des gegenüberliegenden Truppenteils machen sollte, meldete sich auch er. Wir hatten, koste es, was es wolle, in den feindlichen Graben zu dringen und mit einem Gefangenen zurückzukehren. Aber trotz dem kaum mehr als 200 Meter tiefen Gelände zwischen den Gräben saßen wir, von Trichter zu Trichter kriechend, bald schon in einem solchen fest. Man mußte drüben wohl ein verdächtiges Geräusch bemerkt haben, denn um die Wette zischten Leuchtkugeln hoch oder peitschten aufgeregte Gewehrkugeln über unsere Köpfe weg. Ich lag am weitesten vorne in einem aufgeweichten Trichterloch, allein und wohl schon eine Stunde lang. Plötzlich fühlte ich etwas Feuchtes nach meiner Hand greifen: es war Oskar Werner, der auf allen Vieren zu mir herangeschlichen war und in seiner Todesangst — oder war es bloß die eisige Kälte? — am ganzen Körper zitterte. Ich konnte mir die Frage nicht mehr beantworten, denn der Augenblick war gerade günstig, um unseren Befehl endlich auszuführen. Aber schon lief, statt meiner, Oskar, geduckt wie ein Tiger, voraus, wir anderen hinter ihm drein, in jeder Hand eine wurfbereite Handgranate. Pitsch, patsch, warf Oskar die seinen vor sich in den Graben; wir anderen faßten uns den überrumpelten Posten und gelangten auch glücklich zu den unsrigen zurück.

Oskar Werner haben wir nie wiedergesehen. Einer meiner Leute behauptete fest und steif, er habe die Handgranate so ungeschickt geworfen, daß sie ihn selbst in Stücke zerriß. Zwar wußten wir nun, was wir wissen wollten, der Gefangene war sicher in unserer Hand. Aber so recht froh konnten wir des Erfolges niemals werden. Er war zu teuer mit dem Abschluß eines — jawohl, eines Heldenlebens erkauft.

Das Wiegenlied.

Von Stephan George.

Soweit schien alles gut zu gehen.

Schon nach den ersten Proben konnte der junge Komponist Karl Maria von Weber, der zur Einstudierung seiner Oper „Sylvana" nach Frankfurt gekommen war, feststellen daß er der Uraufführung, die für Sonntag, den 16. September 1810 angesetzt war, mit den besten Hoffnungen entgegensehen durfte. Das Orchester war bewährt und zuverlässig, Sänger und Sängerinnen waren vorzüglich, und eine bessere Sylvana als die reizende zierliche Caroline Brandt hätte er sich nie wünschen können. Nun mochte der 16. September kommen, der Tag, an dem für ihn viel auf dem Spiel stand, an dem er sich nach einigen bescheidenen Erstlingsversuchen entscheidend der großen Oeffentlichkeit stellte.

Oder sollte auch diesmal im letzten Augenblick noch etwas dazwischen kommen? Das war eigentlich bisher immer so gewesen in Webers Leben; er schien, unter einem Unstern geboren zu sein, ein Verhängnis verfolgte ihn, das ihm in allen wichtigen Momenten ein Hemmnis in den Weg warf. Doch diesmal schien alles glatt und eben zu verlaufen, und Weber befand sich in durchaus zufriedener und zuversichtlicher Stimmung; in einer Frohstimmung, die sich nicht allein auf die Gegenwart bezog. Denn wenn er an die kleine achtzehnjährige Caroline Brandt dachte — und das geschah häufig genug — stiegen ihm allemal recht lichte und freundliche Zukunftswünsche auf.

Aber der Unstern . . .

Mit den Einstudierungen war es zufriedenstellend vorwärts gegangen: das Stück „stand" bereits. Da erschien eines Tages, mitten während der Hauptprobe, der Herr Direktor auf der Bühne, mit rotem, wütenden Gesicht, eine große Papierrolle in der Hand.

„Da haben wir's!" schrie er und entfaltete das Plakat, auf dem in Riesenlettern bekanntgegeben wurde, daß die berühmte französische Aeronautin Madame Blanchard am Sonntag, dem 16. September, einen Luftballonaufstieg veranstalten werde, zu dem die pp. Bevölkerung Frankfurts und der Umgegend höflichst eingeladen sei.

Ein Luftballonaufstieg! Eine Sensation! Etwas noch nicht Dagewesenes! Und das ausgerechnet am Tage der Sylvana-Aufführung.

„Zumachen können wir unsere Bude! Keine Maus kommt an diesem Tage in unseren Zirkus!" schnaubte der Direktor.

Das war ein Schlag. Diese unverhofft auftauchende Konkurrenz stellte den ganzen erhofften Erfolg der „Sylvana" in Frage. Aber was tun? Niedergeschlagen, haderend mit seinem Schicksal, das sich ihm immer und immer vernichtend in den Weg stellte, ging der Komponist umher. Und übermorgen sollte die Generalprobe steigen! Schließlich kam ihm in letzter Verzweiflung ein Gedanke, der vielleicht Rettung bringen konnte. Zu ihr gehen, diese Madame Blanchard aufzusuchen und sie bitten, ihre Ballonfahrt auf einen früheren oder späteren Termin zu verlegen.

Weber machte sich unverzüglich auf den Weg. In der Gasthauswohnung der Luftschifferin traf er jedoch nur die Wärterin mit dem vierjährigen Knaben an.

„Wenn der Herr am Nachmittag noch einmal kommen möchte?"

„Nein, das ist leider unmöglich. Es ist eine Angelegenheit von höchster Wichtigkeit. Es handelt sich um den Ballonaufstieg. Ist es denn nicht möglich, Madame Blanchard herbeizuholen?"

„Ja, aber ich kann doch den kleinen Gaston nicht allein lassen."

Weber verlegte sich aufs Bitten. „Aber Liebste, Beste, gehen Sie, holen Sie Madame Blanchard. Ich werde inzwischen treulich und achtsam bei Gaston bleiben."

Die Bonne mochte dem jungen eleganten Mann die Dringlichkeit seines Besuches wohl ansehen, zudem machte sein schmales, feines Gesicht mit den großen, dunklen Augen einen vertrauenerweckenden Eindruck. So stimmte sie dem Vorschlag zu und ging.

Monsieur Gaston stellte in bezug auf Unterhaltung recht hohe Ansprüche, und Weber wurde bald genug gewahr, daß seine neue Aufgabe als Kinderwärter garnicht so einfach war. Es erforderte viel Erfindungsgabe, um den alle Augenblicke wechselnden Wünschen des kleinen Tyrannen gerecht zu werden. Dennoch kamen die beiden gut miteinander aus. Eine halbe Stunde verging, eine Stunde wurde es und mehr; der Wartende geriet in Ungeduld, schritt nervös im Zimmer auf und ab. Und als des Harrens kein Ende wurde, explodierte es in ihm; er schlug auf den Tisch und schimpfte: „Ja, zum Kuckuck, wo bleiben denn diese Weibsleute!"

Und damit begann's. Gaston brüllte und brüllte und verhielt sich allen Beruhigungsversuchen gegenüber ablehnend. Ratlos mußte Weber das intensive Protestgeschrei über sich ergehen lassen. Wie er sich nun hilfesuchend umsah, entdeckte er im Nebenzimmer ein Spinett. Vielleicht half das. Er schlug ein paar Akkorde an, präludierte eine Weile, geriet in eine Sylvana-Arie, aber das Schreien nebenan verstummte nicht.

Plötzlich fiel ihm der Brief ein, den er am Tage zuvor von Hiemer, dem Sylvana-Librettisten, erhalten hatte. Richtig, er war in der Tasche. Da lag der Text zu einem Wiegenlied bei. Hiemer hatte ihn gebeten, es gelegentlich zu vertonen. Hier war die rechte Gelegenheit.

Er stellte das Blatt vor sich auf, las den Textrhythmus heraus, seine Finger glitten ein paarmal im ersten Anlauf über die Tasten, suchten, formten, spannen den Melodie-Einfall weiter . . . dann war's da.

Und nach einigen verbessernden Wiederholungen sang er mit seiner wohllauten Stimme, die ihm schon viel Beifall eingetragen hatte das eben geborene Lied:

„Schlaf, Herzenssöhnchen, mein Liebling bist du;
Schließe die blauen Guckäugelein zu.
Alles ist ruhig, ist still wie das Grab;
Schlaf nur, ich wehre die Fliegen dir ab."

Hinter ihm war es ruhig geworden. Als er leise aufstand und sich ins Nebenzimmer schlich, fand er den kleinen Gaston behaglich schlummernd.

Schmunzelnd notierte er sich sofort diese wirkungsvolle Melodie. —

Es gelang Weber nicht, Madame Blanchard zu einer Terminverlegung zu bestimmen. Ihr Ballonaufstieg geschah ebenfalls am 16. September und tat der Sylvana-Aufführung erheblich Abbruch.

Allein diesem zufälligen, damals so unerquicklichen Ereignis verdankt die Nachwelt das wundersame, unvergängliche Wiegenlied von Karl Maria von Weber.

Heli Finkenzeller erzählt von den Aufnahmen zu „Konzert in Tirol".

Die glitzernden Schneemassen, die in den letzten Wochen vom Himmel gefallen sind, decken Berghänge und Täler zu und bilden das Entzücken schneehungriger Sportfreunde und — drehlustiger Regisseure, die fieberhaft tätig sind, um das Winterglück einzufangen und es dauerhaft auf den schmalen Filmstreifen zu bannen.



Heli Finkenzeller. Photo: Ufa

Vor den Augen staunender Zuschauer rasen Bobschlitten in mörderischem Tempo vereiste Bahnen hinunter, stäubt der Schnee unter den Stemmbögen und Christianias der Skiläufer, ritzen scharfgeschliffene Schlittschuhschneiden kunstvolle Figuren in blankes Eis — in der nächsten Filmsaison wohlgemerkt, denn augenblicklich ist noch alles im Werden.

Es wird gedreht!

Freilich, eitel Lust und Freude wie auf der Leinwand sind die Drehtage im Gebirge ja nun nicht immer, und wenn man aus Bayern stammt, wie Heli Finkenzeller, und sozusagen mit Ski und Rodel großgeworden ist, so mag man sicher zuweilen mit leisem Seufzer feststellen, daß es ein ganz gewöhnlicher Wald- und Wiesenskiläufer doch besser hat als ein Filmstar, weil er sich dem Vergnügen des weißen Sports hingeben kann, ohne an die Flüche eines Ensembles zu denken, die ihn mit erbarmungsloser Schärfe treffen würden, sollte er sich etwa einfallen lassen, den Fortgang der Dreharbeit durch einen verrenkten Fuß, einen Bänderriß oder einen Bluterguß in Frage zu stellen.

So heißt es denn auf manches verzichten und dem Sport außerhalb der Aufnahmen Lebewohl sagen. — Aber was will man, die Kunst fordert Opfer, und die kleine Heli gehört nicht zu den Leuten, die sich durch derartige Selbstverständlichkeiten die Laune verderben lassen.

Kitzbühel ist herrlich im Schnee, es wimmelt von sports- und lebensfrohen Menschen, die dafür sorgen, daß das Gesellschaftliche, das ja auch im Film eine Rolle spielt, nicht zu kurz kommt, und wenn man morgens in der Einsamkeit des Tiroler Dorfes Matrei am Fenster steht und zu den glitzernden Berggipfeln ringsum aufblickt, so ist man völlig mit seinem Schicksal ausgesöhnt. Aber diese Letzte gerade scheint die zierliche Heli eigentlich immer zu sein, und wenn man ihr gegenübersitzt und sie über den neuen Film plaudern hört, so begreift man, daß gerade diese große Natürlichkeit und frische Anmut, die die Hauptzüge ihres Wesens sind, ihr die Herzen der Zuschauer in jedem ihrer Filme von neuem gewinnt.

Ja, die Aufnahmen in Kitzbühel und Matrei dürften bald beendet sein, und dann geht es nach Wien, wo „Konzert in Tirol", der Vindobona-Film der Tobis Filmkunst, im Atelier weitergedreht wird. Heli spielt darin ein junges Mädchen, die heimliche Braut des Dorflehrers, der mit seinen Schuljungen — sehr gegen den Willen der Bauern — Kunstgesang studiert und hin und wieder eine Theateraufführung veranstaltet, zu der Heli die Kostüme näht.

Die Schuljungen werden — und das ist die Sensation dieses Films — von den Wiener Sängerknaben dargestellt.

Heli ist also Lehrersbraut. Aber leider gibt es einen feindlichen Vater, der einem reichen Bewerber den Vorzug gibt. Die Ankunft einer jungen Städterin, die im nahen Kurort (Kitzbühel) Wintersport treiben will und sich in den Lehrer verliebt, verwirrt die Schicksalsfäden noch mehr, und als der Lehrer gar der Brandstiftung angeklagt wird, erreichen die Komplikationen den Höhepunkt.

Wie sich schließlich der Knoten löst, verrät Heli nicht, aber ihrem vergnügten Lächeln nach scheint der Ausgang der Geschichte nicht allzu tragisch zu sein.

Na, wir werden ja sehen. Und dann werden wir auch Gelegenheit haben, unsere kleine zierliche Freundin von einer neuen Seite, nämlich als Skiläuferin, kennenzulernen, und da sie, wie gesagt, von Kindheit an mit den „Brettln" vertraut ist, wird dieses Debüt ein Erfolg sein.

E. Fechner.

Der verkannte Don Carlos.

Anekdote um Devrient. / Nacherzählt von Franz Löser.

Der einstige große Charakterdarsteller Ludwig Devrient war von der Schmiere weg als jugendlicher Liebhaber an das Hoftheater in Dessau engagiert worden und genoß bald die besondere Zuneigung seines fürstlichen Herrn, des Herzogs von Anhalt. Dieser brachte aber den Künstler trotzdem, allerdings irrtümlich und auch ungewollt, in einen derart schlechten Ruf, daß er, weil sein Entlassungsgesuch abschlägig beschieden wurde, kontraktbrüchig werden und die Flucht ergreifen mußte.

Der Herzog liebte es, am Vormittag nach einer interessanten Vorstellung des vorhergehenden Abends im Theater zu erscheinen, um sich mit den Trägern der Hauptrollen zwanglos zu unterhalten. Bei diesen Gelegenheiten erkundigte er sich auch stets nach den besonderen Wünschen seiner Künstler, die dann auch meist erfüllt wurden. Nach einer Aufführung des „Don Carlos", bei der Devrient die Titelrolle gespielt und das Entzücken seines Landesherrn erregt hatte, begab sich dieser wie gewohnt am nächsten Vormittag ins Theater. Dort traf er als ersten einen jungen, eleganten Mann, der anscheinend untätig herumstand. Der etwas kurzsichtige Herzog glaubte, nun den Don Carlos des Vorabends vor sich zu haben, klopfte ihm auf die Schulter und sagte anerkennend:

„Haben gestern Ihre Sache sehr gut gemacht. War keine leichte Aufgabe und in der Tat sehr anstrengend."

„O, bitte, bitte," stotterte der junge Mann höchst verlegen. „Es freut mich ausnehmend, Durchlaucht zufrieden gestellt zu haben. Und anstrengend? Gewiß, ich mußte tüchtig zugreifen. Durchlaucht werden es aber kaum glauben, daß ich bereits vor der Vorstellung zwanzig Privatpersonen bediente. Sie wollten alle noch vor dem Theater von mir frisiert werden."

„Vor der Vorstellung zwanzig Privatpersonen frisiert?" staunte der Herzog ungläubig. „Das ist wohl nicht leicht möglich."

„O, Durchlaucht, es ist die strengste Wahrheit," beteuerte der junge Mann. „Ich kann alle Personen namhaft machen."

„Gut, ich will es glauben. Aber wie läßt sich denn diese Tätigkeit mit Ihrer Stellung an der Hofbühne vereinigen?"

„Ich muß diese Beschäftigung ausüben, denn meine Bezüge an der Hofbühne reichen nicht aus, um meine starke Familie zu erhalten. Im übrigen beherrsche ich hier in Dessau als einziger das amerikanische System mit der Brennschere und alle Damen wollen nur von mir frisiert werden."

Der Fürst lachte in sich hinein, ließ sich gleich nach Hause fahren und erzählte brühwarm sein Abenteuer. Er berichtete, daß er den Don Carlos vom Vorabend gesprochen habe und dieser hätte ihm erzählt, er sei amerikanischer Friseur, von dem sich alle Dessauer Damen frisieren ließen. Im Nu machte diese Geschichte in der Residenz die Runde, wurde natürlich entsprechend aufgebauscht und bald ging es von Mund zu Mund:

„Don Carlos hantiert im Nebenberuf mit der Brennschere und ist außerdem Vater von einem halben Dutzend Kindern."

Ludwig Devrient traute seinen Ohren nicht, als er von diesen Gerüchten erfuhr. Seine Ueberraschung wuchs, als er eine Unmenge Zuschriften der Dessauer Damen erhielt, die er frisieren sollte. Was immer er auch unternahm, er konnte den Stadtklatsch nicht mehr aus der Welt schaffen. Da die Sache immer toller wurde und der Aufenthalt immer unerträglicher, reichte er sein Entlassungsgesuch ein. Doch der Herzog lehnte die Entlassung ab und beauftragte den Intendanten:

„Sagen Sie Herrn Devrient, daß er ruhig bleiben und weiter frisieren soll. Wir haben nichts dagegen einzuwenden und Dessau kann den einzigen Mann, der das amerikanische System mit der Brennschere beherrscht, nicht mehr entbehren."

Als der Künstler diesen Bescheid erhielt, verließ er noch am gleichen Tage heimlich die Residenz und begab sich nach Breslau, wo er sofort wieder neues Engagement fand. Als der Herzog von dieser Flucht erfuhr, ließ er den Kontraktbrüchigen durch seine Polizei verfolgen. Dieser hatte aber bereits die Grenzen des Anhalt'schen Landes überschritten.

Einige Wochen nachher traf der Herzog den jungen Mann wieder, mit dem er damals gesprochen. Jetzt erst stellte sich der Irrtum heraus, dessen Opfer der Fürst geworden war. Denn der vermeintliche Künstler war niemand anderes gewesen als der — Theaterfriseur, der mit Devrient allerdings eine starke Aehnlichkeit hatte.

Ein Bahnhof spielt mit.

„Die rote Mütze" — Gespräch mit Herbert Selpin und Eduard von Winterstein.

Der neue Film der Tobis „Die rote Mütze", der vor kurzem in Berlin herauskam, spielt in einer Umwelt, die wir täglich vor Augen haben: Auf einem Bahnhof. Der Spielleiter Herbert Selpin und Eduard v. Winterstein, der neben Viktoria v. Ballasko, Fita Benkhoff, Hilde Körber, Kurt Waitzmann und Harald Paulsen eine der Hauptrollen, den Bahnbeamten Buschko darstellt, erzählten unserem Mitarbeiter Dietrich Helm von ihrem „Mitspieler", dem Bahnhof.

Es ist schwierig, im Atelier oder auf dem Filmgelände einen Bahnhof mit allen Schikanen aufzubauen. Das kostet viel Geld und, wer weiß, nachher sieht er vielleicht für „kundige Thebaner" doch noch wie Kulisse aus.



Viktoria v. Ballasko und Hilde Körber in „Die rote Mütze". Foto: ABC-Tobis

Wenn man einen lebensechten Film drehen will — „und das war ja unsere Aufgabe", betont Herbert Selpin — dann muß man in die Natur gehen.

„Die Architekten sagten", erzählt uns der Spielleiter, „Drewitz in der Mark — auf der Beelitzer Strecke — sei wie geschaffen für unseren Film". Wir setzten uns also in den Wagen und fuhren hinaus. Der Kameramann suchte Ecken, in denen er seinen Apparat verstecken konnte, ich sah mich nach Bewegungsmöglichkeiten und Szenerien um. Das alles klappte vorzüglich. Wirklich, der kleine Bahnhof war anscheinend dazu gebaut, Hauptdarsteller meines neuen Films zu sein. Wir setzten uns befriedigt in unser Auto und fuhren nach Berlin zurück. Der „Ort der Handlung" war da. Und dann kamen mir Sorgen. Drewitz — wie oft fuhren wohl Züge nach Drewitz? Und Züge mußten fahren, sonst war ja unser Film kein Eisenbahnfilm. Viel Zeit kann man beim Film verwarten. Ich bat also die Reichsbahndirektion, die uns mit Rat und Tat zur Seite stand, um einen ausführlichen Fahrplan von Station Drewitz."

Da fällt Eduard v. Winterstein ein: „Und dann kam es so, daß wir bei der nächsten Besprechung große Augen machten. Die längste Ruhepause zwischen zwei Zügen betrug am Tage 20 Minuten. In der Nacht war nur nach Mitternacht eine Unterbrechung von etwa 90 Minuten. Dazu noch ein Nachsatz: Im Bedarfsfalle werden Züge eingesetzt. Da war unser lieber Selpin eine Sorge los und hatte dafür eine andere."

„Ich will ganz offen sagen", meint Herbert Selpin, „ich hatte ein bißchen Angst. So ein Verkehr! Hatte man da überhaupt Zeit zum Drehen? Es sollte noch besser kommen. Wir wollten für unsere Szenen einen Sonderzug chartern. Da weigerte sich die stets freundliche Reichsbahn: „Unmöglich! Nicht in Drewitz. Das wirft unseren Fahrplan völlig um. Ihr müßt die fahrplanmäßigen Züge für eure Dreharbeit benutzen. Den Bahnhof dürft ihr für diese Zeit in „Klein-Wustrow" umtaufen, und auch die Uhren dürft ihr mit falschen Zifferblättern versehen, damit eure Zeiten stimmen!"

Also los. Versuchen. Es mußte klappen. — Und es hat geklappt. Harald Paulsen und Viktoria v. Ballasko und Elisabeth Flickenschildt sind aus fahrplanmäßigen Zügen ausgestiegen und haben Eduard von Winterstein und Kurt Waitzmann bewundern dürfen, als sie den Befehlsstab hoben und den Zug wieder abfahren ließen.

„Ich hatte zum Schluß darin schon große Uebung", sagt v. Winterstein. „Zuerst hat der Stationsvorsteher es mir vorgemacht, hat sich vorn an die Maschine gestellt und ich habe in der Mitte des Zuges gestanden. Er hat abgewinkt, ich habe eine halbe Sekunde nach ihm den Befehlsstab gehoben und wurde gefilmt. Sie sehen: Arbeitsteilung. Aber nachher ging es so gut, daß nur noch ein „diensttuender Beamter" da zu sein brauchte: Waitzmann oder ich. Wir haben selbständig Züge abfahren lassen. (Der richtige Fahrdienstleiter winkte uns aber zu.) Und die Fährgäste brauchten sich nicht mehr über die doppelte Besetzung des Postens mit der roten Mütze zu wundern."

„Die beiden haben es wirklich gut gemacht" — Selpin erzählt es mir lachend —, „so gut, daß es einen kleinen lustigen Zwischenfall gab. Am Morgen des zweiten Tages kam der Bahnhofsvorsteher zu mir und berichtete schmunzelnd von einer Szene, die sich soeben in seinem Häuschen abgespielt hatte. Da war nämlich ein Kamerad mit mürrischem Gesicht erschienen und hatte etwas gekränkt gefragt: „Warum erfährt man es denn nicht mehr, wenn ein „Neuer" nach Drewitz kommt. Komme ich da eben auf den Bahnsteig, steht da ein Mann, der den Zug abfahren läßt. Ich habe ihn nie vorher gesehen und vorgestellt wird wohl hier nicht mehr?" Er konnte aufgeklärt werden, daß es sich hier nur um einen „nebenberuflichen" Eisenbahner handelte, der hauptberuflich im Theater manchmal Dorfrichter Adam, manchmal Wilhelm Tell ist — Eduard v. Winterstein."

Als wir uns verabschieden wollen, kommt der Lektor der Herstellungsgruppe, Ludwig Behrends, auf einen Sprung herein. „Ach", sagt er, „Sie haben über „Die rote Mütze" gesprochen. Da darf ich Ihnen noch sagen: „Wir haben das Erleben dort eingefangen, wo das Leben selbst pulsiert" — und auch darum hat der Film wohl das Prädikat „Künstlerisch wertvoll" bekommen.

Dietrich Helm.

Der andere Roberts.

Ein überraschendes Filmerlebnis.

Wie nett, daß man im Kino auch mal gründlich enttäuscht werden kann . . . . ich meine das so: geht man da aus einem ganz bestimmten Grund eines Tages in einen ganz bestimmten Film und ist da plötzlich ganz baff, weil das, was man erwartet hat, ganz anders ist, als es bislang war. Aber da man seinen Platz nun einmal bezahlt und schon eingenommen hat, bleibt man sitzen und sieht sich das anders Gewordene eben auch an. Gott sei Dank tut man das, denn dann ist es mit einem Male da: unsere Enttäuschung weicht einer Verwunderung, diese einem Erstaunen und dieses dann einer neuen Freude — ein Beispiel wollen Sie haben?

Unter uns gesagt: ich war seit je ein verstohlener Liebhaber eines ganz besonderen menschlichen Geräusches, das Sie als Kinogänger zweifellos kennen werden, eines



Foto: Tobis-Magna

Ralph Arthur Roberts in „Der Maulkorb".

kurzen, aus dem rechten Mundwinkel einer einzigartigen männlichen Grimasse gefauchten Geräusches. Ich meine das „gsch" des Herrn Ralph Arthur Roberts, dieses unnachahmliche unwiederholbare „gsch", auf das dann immer ein Atemholen folgt, als reiße ein Ertrinkender zum letztenmal vorm Untergehen seinen Mund nach Luft auf. Zu einem solchen Geräusch und einer solchen Grimasse konnte es in den Filmen selbstverständlich immer nur ganz bestimmte begrenzte Rollen geben und für solche Rollen immer nur einen Ralph Arthur Roberts: gsch, gsch, aus dem weit zum Ohr gerissenen Mundwinkel gefaucht, gsch, gsch, dazu den Raubtierblick eines Mannes, dem man nicht zutraut, daß er ein Veilchen aus der Erde zu reißen wagt . . .

Und unter uns gesagt: ich habe mir jeden Film angesehen, von dessen Plakaten die süßsaure Bärbeißigkeit der Robertsschen Grimasse herunterleuchtete, und ich bin dabei — was eben in diesem Falle meine speziellen Ansprüche anbelangt — immer auf meine Kosten gekommen. Das Gesicht von Roberts auf einem Filmplakat — da konnte mir jeder Kinobesitzer dahinter das gsch gsch garantieren, das gsch gsch und die ganze übrige Robertssche Spezies in Sachen „Mimik". Bis vor kurzem. Heute kann er diese Garantie nicht mehr übernehmen. Heute, seit es den Maulkorb gibt. So heißt ein neuer Film, der neueste, in dem Roberts mitspielt. In einer — nein, in der Hauptrolle. Alles dreht sich in diesem Film nur um ihn. Denn er ist nicht nur Staatsanwalt darin, sondern gleichzeitig auch der Täter, den dieser Staatsanwalt sucht. Und ach: War ich enttäuscht! Roberts keine Randfigur, die das Recht hat, eine menschliche Karikatur groteskester Ausmaße zu sein? Kein gsch gsch — oh doch, einmal fauchte er tatsächlich, ganz fein, ganz knapp, ganz porzellanen, aber es war mehr eine Reminiszenz, ein Ueberbleibsel, das aber — mimisch wie akustisch — auch bald gänzlich aus diesem Gesicht herausradiert sein wird. Ach, war ich enttäuscht!

Aber was war das nur? Der Enttäuschung folgte bald eine Verwunderung, denn ich hatte es bald heraus: es war ja da nicht nur etwas aus dem alten herrlichen Roberts entwichen, so daß er jetzt nur mehr Folie seines einstigen Ichs war, nein, es war an die Stelle des Gewesenen auch ein Neues getreten, und das Ganze war nicht nur eine Verwandlung, nein viel mehr: eine Entwickelung, ein Auf-Blättern von neuen menschlichen Kräften, in die die Kamera bei Roberts bisher noch nicht hineingesehen und das Mikrophon noch nicht hineingehorcht hatte — im „Maulkorb" werden all die Kinogänger im Lande einen anderen Roberts als den bisherigen entdecken, aber was dieser neue Roberts dem alten schuldig bleibt, zahlt er doppelt wieder heraus: aus einem schrulligen Karikaturisten ist ein großer Darsteller von menschlichem Leid und Weh geworden, aus einer grotesken Randbemerkung eine tragi-komische Mitte, aus einem zischenden Funken ein rundes, glühendes Herz.

Um das Genre der neuen Rolle Roberts' im Maulkorb und damit den ganzen Film zu kennzeichnen: er gehört in den Bereich der Filme wie „Wenn wir alle Engel wären", und die Rühmannrolle in diesem Film ist die Robertssche Rolle im Maulkorb (übrigens sind beide Filme nach Romanen von Spoerl geschrieben!). Roberts hat in diesem Film große einsame Szenen, die der Roberts, wie wir ihn bisher von der Leinwand her kennen: gsch gsch, Weltfresser-Grimasse usw. — die dieser Roberts niemals hätte füllen können! Er hält da eine Rede über Gott und Mensch und Vaterland an seinen Hund, wobei beide — nebenbei gesagt — betrunken sind wie Strandhaubitzen, und dieser Monolog hat schlechthin ewige Umrisse. Die hat ihm der neue, der neu entdeckte Roberts gegeben. Und diesen Roberts, meinen wir, sollte die Kamera auch in künftigen Filmen wieder festzuhalten suchen. Wenn wir auch „enttäuscht" waren. Aber wie gesagt: er zahlt das Versäumte doppelt wieder.

Ach, wenn man doch ab und zu auch in anderen Filmen und bei anderen Schauspielern solche „Enttäuschungen" erleben könnte.

Hans Huffzky.

Junge Front

Hier spricht die Hitlerjugend

Jugend bekennt sich zur Landarbeit.

Es geht um die Erreichung eines nationalsozialistischen Zieles.

Als der Reichsbauernführer am 12. Dezember 1937 über alle Sender zum deutschen Landvolk sprach und die Parolen für Erzeugungsschlacht und Ernährungswirtschaft im Jahre 1938 bekanntgab, beendete er seinen Appell mit den Worten: „Ohne Landarbeit hungert das Volk". Man überlege sich einmal die Bedeutung dieser fünf Worte, die die Schlüsselstellung der Landarbeit treffend kennzeichnen. Was würde uns ein noch so großer Fleiß aller Volksgenossen, eine noch so gewaltige Leistung der Wissenschaft und Technik, ja was würde uns selbst die beste Wehrmacht nützen, wenn die Ernährung nicht gesichert wird.

Es ist unfaßbar, daß es eine Zeit gab, in der man weder der Landwirtschaft noch der Landarbeit ihre schicksalhafte Bedeutung zuerkennen wollte, und daß diese Zeit erst wenige Jahre zurückliegt. Heute weiß jeder Volksgenosse in Stadt und Land, daß die Sicherung unserer Ernährung nicht nur vom Fleiß und der Tüchtigkeit unserer Bauern und Landwirte abhängig ist, sondern daß auch Helfer in genügender Zahl vorhanden sein müssen, um alle landwirtschaftlichen Arbeiten bewältigen zu können. Wenn im Jahre 1937 Hunderttausende freiwilliger Helfer dafür sorgten, daß die Ernte restlos unter Dach und Fach gebracht werden konnte, so gebührt ihnen der Dank des ganzen Volkes. Doch zeigt uns diese Tatsache mit unmißverständlicher Eindringlichkeit, daß die Lücken, welche die verheerende Landflucht jahrzehntelang reißen konnte, zu einer großen Gefahr geworden sind. Wo liegen Ursache und Wirkung? Was kann und was ist schon geschehen, und welches Ziel muß erreicht werden? Das sind Fragen, die uns alle bewegen. Sie zu beantworten ist ebenso unsere Aufgabe wie den Beweis dafür anzutreten, daß die landwirtschaftlichen Berufe heute zu den schönsten und aussichtsreichsten gehören, die große Aufstiegsmöglichkeiten bieten.

Die Abwanderung vom Lande ist so alt wie die Städtebildung selbst, und die Ostwestwanderung, die in so gefahrdrohender Weise den deutschen Osten entvölkerte, ist untrennbar vom Zeitalter der Industrialisierung Deutschlands. Gegen eine normale Abwanderung vom Lande war und ist nichts einzuwenden, so lange sie ihrer eigentlichen Aufgabe gerecht wird, nämlich der Abgabe des Bevölkerungsüberschusses. Noch 1871 wohnten rund zwei Drittel der Bevölkerung des Reiches auf dem Lande und nur ein Drittel in den Städten. Heute ist es genau umgekehrt. Selbst das wäre noch tragbar, wenn sich die Bevölkerungsvermehrung in der Stadt und auf dem Lande die Waage hielten. Da aber jahrzehntelang der Geburtenfreudigkeit des Landes ein katastrophaler Geburtenrückgang in den Städten gegenüberstand, so wirkten Städte und Industriezentren als Saugpumpe, die die Jugend vom Lande wegzog. Die Ursachen der Landflucht, soweit sie heute noch in Erscheinung tritt, sind nicht oberflächlicher Art. Deshalb ist auch eine Bekämpfung nur vom Grundsätzlichen her möglich. Die deutsche Jugend hat es sich zur Aufgabe gestellt, die Abkehr vom Lande und von der Landarbeit aufzuhalten und ins Gegenteil zu verkehren.

Im Frühjahr 1937 erließ der Reichsjugendführer, Baldur von Schirach, den Aufruf: Deutsche Jugend, erlerne die Landarbeit!, in dem er sagte: „Daher betrachtet es die nationalsozialistische Jugend als ihre Aufgabe, Jungen und Mädel aus dem Bauerntum der Landarbeit zu erhalten. Die deutsche Jugend wird so durch ihren Einsatz die Landflucht endgültig überwinden, die seit Jahrzehnten unser Volk wie eine Seuche immer wieder heimsucht." Erneut geht nun in diesen Wochen dieser Ruf an alle deutschen Jungen und Mädel, die berufen sind, mitzuwirken an der Lösung einer Aufgabe, die der Führer uns gestellt hat. Und wo immer eine Aufgabe gestellt wird, da packen wir zu und bewältigen sie! □

Im neuen Heim.

Wir stapfen durch den tiefen Schnee schnell heran, jeder will es zuerst betreten, unser Haus, das jetzt endlich ganz fertiggestellt worden ist. Wir gehen durch die geschnitzte Tür und durchschreiten mit knarrenden Stiefeln die lichten Räume, langsam und fast feierlich. Durch jeden der vier Räume gehen unsere Blicke, fast, als suchten wir etwas. — Wir wissen nur nicht was.

Sicher, so ganz neu war uns dieses Heim nicht mehr, so manchen Stein hatten wir zu seinem Bau herbeigeschleppt und dann stundenlang den Handwerkern zugeschaut und geholfen. Dennoch war es für uns eine Ueberraschung. Keiner ließ ein Wort hören. Wir waren alle glücklich. Und doch fehlt uns etwas.

Schließlich setzten wir uns zusammen; der Scharführer stand auf. „Kameraden," sagte er, „ein herrliches Heim haben wir jetzt, so schön, wie wir es uns gewünscht haben, als wir noch in unserer alten Bude saßen, unten im Keller der Wassermühle, wo der Fußboden verfault und der Putz von den Wänden gefallen war, wo das alte Mühlrad zwischen unsere Gespräche rumpelte und der Ofen rauchte." — „Und doch," sagte einer, „im alten Heim war es auch sehr schön." — „Da haben wir manchen Spaß gehabt!" rief ein anderer.

Da konnten wir uns das wehmütige Gefühl erklären das wir eben beim Eintritt in das neue Heim gehabt hatten, aus der Erinnerung an die liebe, alte „Bude". Hier war alles so neu, so hoch und so hell. Wer weiß, ob es hier auch so gemütlich wird wie drüben.

Der Scharführer lächelte: „Habt keine Sorge! Seht mal, Kameraden, so sind wir Jungen: Wir pflanzen unsere Fröhlichkeit sogar in die finstersten Buden, und es tut uns nachher leid, wenn wir dort wieder hinausziehen müssen. — Wie viel besser werden wir uns in diesem Hause fühlen, das für uns gebaut ist. — Denkt einmal nach, durch was für Räume wir gewandert sind! Wißt ihr noch, wie wir im Schulhaus saßen? Wie wir in unserem leeren Ziegenstall unsere Heimabende abhielten und wie wir froh waren, als wir in der Mühle unser Heim bekamen?"

„Endlich haben wir ein schönes Haus bekommen", grübelte ich, „und brauchen uns nicht mehr herumjagen zu lassen." Dann sah ich die Kameraden, die vor den großen Fenstern saßen. „Dieses Heim entspricht unserem Wesen", dachte ich, es ist groß und offen — wie meine Kameraden Ja, wir mußten uns wohl fühlen in diesem Heim. Wir würden hier unsere Heimabende abhalten — erleben."

Dann durchschoß mich der Gedanke, daß wir es eigentlich sehr gut hätten und daß es sicher noch HJ-Kameraden geben würde, die in einer alten Mühle sitzen — oder Gott weiß wo. Und ich dachte, daß vielleicht in absehbarer Zeit alle Hitlerjungen in Deutschland ihre eigenen Heime haben würden, in denen sie jeden Mittwoch zusammenkommen würden als eine große Kameradschaft.

„Der Otto träumt!" rief da einer und deutete auf mich.

„Der erste Traum in der neuen Wohnung geht immer in Erfüllung", prophezeite ein anderer, das sage sein Vater auch immer.

Da erzählte ich den Kameraden, was ich zuletzt geträumt hatte . . .

—iel.

Im Gebiet Westfalen:

Für 1,6 Millionen Heimneubauten der HJ.

Am Sonntag Heimweihe in Castrop-Rauxel. — Die westfälische HJ erwartet den Reichsjugendführer.



Das neue HJ-Heim in Castrop-Rauxel, das der Reichsjugendführer, Baldur von Schirach, am Sonntag weihen und seiner Bestimmung übergeben wird.

Am kommenden Sonntag erwartet die westfälische Hitlerjugend in ihrem Gebiet den Reichsjugendführer. Für die Stadt Castrop-Rauxel wird dieser Tag von besonderer Bedeutung sein. Schon lange vor Beginn der Heimbeschaffungsaktion der Hitler-Jugend ging die Verwaltung der Stadt Castrop-Rauxel unter der Leitung ihres Oberbürgermeisters Dr. Anton aus eigener Initiative daran, ein würdiges Heim für die nationalsozialistische Jugend zu schaffen. Nun ist der Bau vollendet und nach der feierlichen Weihe durch den Reichsjugendführer wird er immer ein Mittelpunkt der umfassenden Arbeit an der Jugend sein. Aber nicht nur in der Stadt Castrop-Rauxel wurde der Ruf nach Heimen erfüllt, sondern bei dieser Gelegenheit seien auch die anderen Gemeinden im Gebiet Westfalen erwähnt, die durch die Errichtung von Heimneubauten der Hitler-Jugend eine der wesentlichsten Grundlagen für ihre Erziehungsarbeit geschaffen haben.

Als der Jugendführer des Deutschen Reiches zu Beginn des vorigen Jahres zur ersten großen Heimbauaktion der HJ aufrief, haben sich die verantwortlichen Männer der Gemeinden im Gebiet Westfalen diesem Appell nicht verschlossen. Gemeinsam mit den verantwortlichen Führern der Partei wurden im Laufe des vergangenen Jahres in einer Anzahl von Gemeinden Heimneubauten errichtet, die der Größe der nationalsozialistischen Jugenderziehung würdig sind.

Und das ist gut so, denn die Heime der HJ sollen Pflegestätten der Kameradschaft und eherne Trutzburgen nationalsozialistischen Glaubens sein. In ihnen versammeln sich die Jungen und Mädel zu den Heimabenden, zur weltanschaulichen und charakterlichen Schulung, zu echter Fröhlichkeit und zum Spiel.

In der Gemeinde Nordborchen, Kreis Paderborn, wurde im Januar des letzten Jahres ein HJ-Neubau fertiggestellt. Daß die Jugend Nordborchens schon zu so früher Zeit eine eigene Keim- und Schulungsstätte erhielt, ist nicht zuletzt dem restlosen Einsatz der örtlichen Parteidienststellen zu verdanken. Einen sehr ansprechenden Neubau erstellte die Gemeinde Laggenbeck im Kreise Tecklenburg. In geschmackvoller Art wurde mit der Errichtung dieses Heimes die Schaffung eines neuen Ehrenfriedhofes und Kriegerdenkmals verbunden, so daß es in Zukunft nicht nur eine Stätte der Jugend, sondern darüber hinaus Mittelpunkt der ganzen Gemeinde sein wird. Der nationalsozialistischen Jugend in der Gemeinde Laggenbeck stehen in Zukunft für ihre Arbeit zwei Scharräume, ein Führerzimmer und zwei vorbildlich eingerichtete Brauseräume zur Verfügung. Außerdem gehört zu dem Heim ein größerer Saal, der den Feierstunden der Jugend den würdigen Rahmen gibt.

Im Kreise Altena hat die Gemeinde Halver einen Heimneubau mit vier Scharräumen, einem Führerzimmer und einer Hauswartwohnung gebaut und damit einen wirkungsvollen Beitrag zur Linderung der Heimnot der Jugend geleistet. Nicht weniger aktiv war auf dem Gebiet der Heimbeschaffung Gronau, die „Industriestadt im Grünen" an der holländischen Grenze. In großzügiger Planung wurde hier der Heimbau in unmittelbarer Verbindung mit einem ausgedehnten Sportgelände errichtet. Für die Einheiten der Hitler-Jugend erscheint diese Verbindung besonders glücklich, da ja der Dienst der Jungen in gleichem Maße geeignete Heimräume und Sportplätze erfordert. Das Heim selbst umfaßt drei Scharräume, einen großen Feier- und Versammlungsraum, zwei Führerzimmer und eine Hausmeisterwohnung. Besonderer Wert wurde auf die Ausgestaltung der Ehrenhalle gelegt, die durch künstlerische Arbeiten wirkungsvoll ausgestaltet ist.

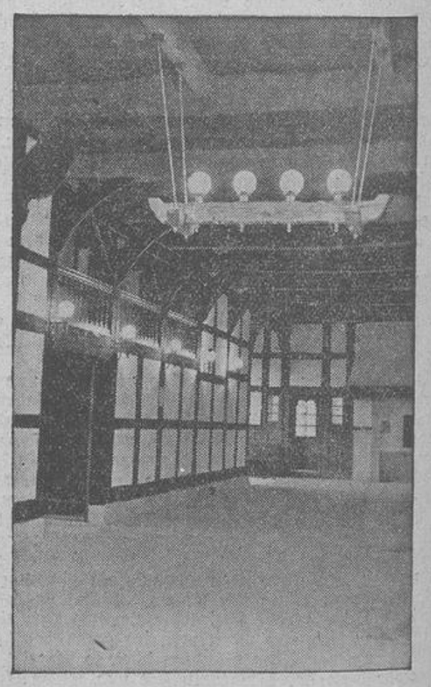
Neben dem vor der Weihe stehenden Neubau in Castrop-Rauxel hat das Amt Brackwede (Bielefeld-Land) im vergangenen Jahr das größte Heim im Gebiet fertiggestellt. Erst vor wenigen Monaten wurde es vom Gauleiter und Reichsstatthalter Dr. Meyer geweiht und seiner Bestimmung übergeben. Ein zweites Heim konnte Gauleiter Dr. Meyer gegen Ende des Jahres 1937 in der Gemeinde Halden (Kreis Lübbecke) der nationalsozialistischen Jugend übergeben. Dieser aus Eichenfachwerk errichtete Bau ist in seiner gediegenen und geschmackvollen Ausführung als Vorbild anzusprechen.

Ein für die örtlichen Verhältnisse zur Zeit ausreichendes Heim wurde in enger Zusammenarbeit zwischen den Behörden und den Parteidienststellen in Ladbergen (Kreis Tecklenburg) gebaut. Diese neue Heimstätte der Jugend zeichnet sich besonders aus durch die geschmackvolle Raumgestaltung und sorgfältig gearbeiteten Inneneinrichtungen. Im Siegerland hat die Gemeinde Kreuztal aus eigener Initiative und Kraft mit dem Bau eines HJ-Heimes begonnen, das dann im Oktober 1937 geweiht werden konnte. Wie all die anderen Gemeinden hat damit auch Kreuztal im Jahr der Heimbeschaffung der nationalsozialistischen Jugend in ihrer schweren und verantwortungsvollen Arbeit durch die Tat geholfen. Erst vor kurzer Zeit wurde in der Stadt Werne das erste neue Heim den Einheiten der HJ zur Verfügung gestellt. Damit hat auch diese Stadt ein Werk vollendet, für das ihr die heranwachsende Jugend immer dankbar sein wird.

Besonderes Interesse erweckte im letzten Jahr die Ausführung des neuen Heimbaues in Vlotho. Ein altes, stilechtes westfälisches Bauernhaus, das in Herford aus irgendwelchen Gründen dem Abbruch verfallen war, wurde mit seinen mehr als hundertjährigen Balken und wertvollen Schnitzwerken auf dem Amtshausberg in Vlotho wieder aufgebaut. Die Jungen und Mädel der Hitler-Jugend sind stolz und dankbar zugleich, daß ihnen ein solches Kleinod anvertraut wurde. Weitere Heime wurden im letzten Jahr erstellt in den Gemeinden Kredenbach (Kreis Siegen), Ramsbeck (Kreis Meschede), Gescher (Kreis Coesfeld), Levern (Kreis Lübbecke), Herten (Kreis Recklinghausen) und Hamm. In weiteren 23 Gemeinden befinden sich z. Zt. Heime im Bau oder sie sind zum Bau freigegeben. Insgesamt werden bis zum 31. März d. Js. als Ergebnis der Arbeit im Jahre der Heimbeschaffung 45 Bauvorhaben mit einer Gesamtbausumme in Höhe von 1,6 Millionen Reichsmark ausgeführt.

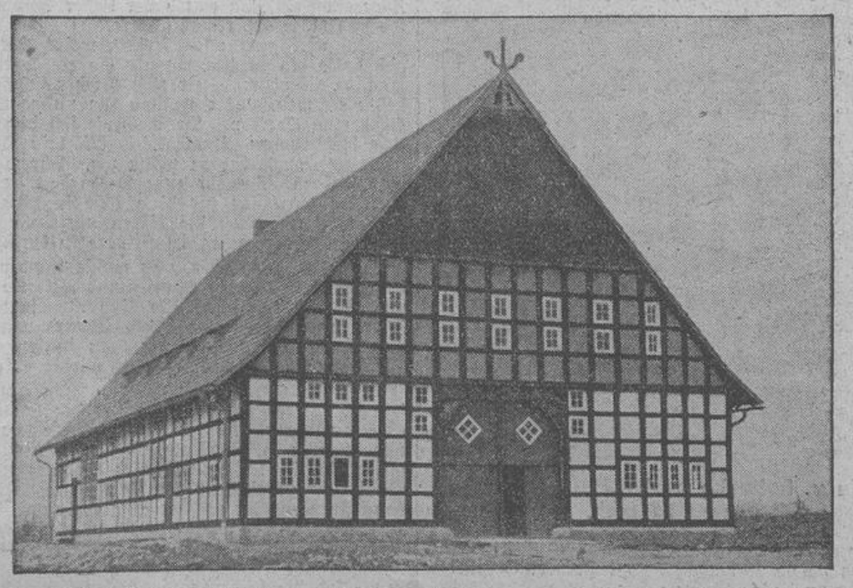
Dieser knappe Rückblick über die Heimbeschaffung des Gebietes Westfalen im vergangenen Jahr zeigt, daß die westfälische Hitler-Jugend in ihrem Bemühen um die Lösung der Heimfrage in den einzelnen Standorten wieder einen erheblichen Schritt weitergekommen ist. Und doch genügen die Erfolge bei weitem nicht zur Erfassung der gesamten deutschen Jugend, die durch das Reichsgesetz vom 1. Dezember 1936 nunmehr in der Hitler-Jugend vereinigt ist. Viele der augenblicklich vorhandenen Heime der HJ bestehen noch aus der Kampfzeit her. Es sind nicht viel mehr als umgebaute Keller, Werkstätten, ehemalige Viehställe und die damals so gefragten „Guten Stuben". Diese Heime hat die Jugend als die alten Kampfzentralen liebgewonnen. Aber heute sind der Jugend größere Aufgaben gestellt, die auch größere Heimstätten der Jugend erfordern. Die Jugend will heute bauen, weil sie der Gewißheit ist, als junge Nationalsozialisten verpflichtet zu sein, den Geist der großen Zeit auch in ihren Heimen und Häusern zum Ausdruck zu bringen.

Schmiedinghöfer.



Die Heime der nationalsozialistischen Jugend zeichnen sich aus durch ihre geschmackvolle Ausgestaltung und gediegene Arbeit. Ein Blick in den Vorraum des HJ-Heimes in Vlotho.

Photos: (3) Bildstelle der HJ.



In Vlotho wurde der HJ ein vorbildliches Heim zur Verfügung gestellt, das sich im Stile eines alten westfälischen Bauernhauses wirkungsvoll der Landschaft einfügt.

Der Knirps.

Eine Werktagsgeschichte.

Von

Walter Dach.

„He! Du Düwelsjung! Du — Du —!" brüllte eine Männerstimme und spuckte mitten im Schimpf, krächzte und machte „Puh!" und „Bh!"

Die Stimme kam aus einer wirbelnden Staubwolke, gehörte Alf, dem Riesenkerl, und galt Willi, dem schmächtigen Arbeitsjungen.

Willi wußte zu seiner Entschuldigung der Staubwolke nichts anderes zu tun, als ebenfalls zu krächzen, zu spucken und zu husten. Dann schob er die Lore eilig vom Kipprand der Böschung weg, denn die Staubwolke lichtete sich mit dem Winde, und Alf, der zornige Vorarbeiter und Hüne, wurde wieder sichtbar.

Alf ließ nun ein richtiges Donnerwetter dem abrollenden Jungen folgen. Zu nichts sei er nütze. Was er anpacke, gerate daneben. Ein Jammer sei es mit ihm. Den staubigen Schutt solle er drüben kippen, das hätte man ihm doch gesagt. Und wenn er nochmal solche Staubpest verbreite, dann kriege er eins hinter die Löffel.

Willi lief derweile seiner leeren Lore nach. Ach ja, das Leben war sauer! Alf, der Vorarbeiter, polterte gewiß nur aus Schikane. Immer hatte er zu rumoren. Hatte er überhaupt was vom staubigen Schutt gesagt? Wir transportieren hier keine Eier! war gestern seine Rüge an Willi gewesen, der nach Meinung Alfs die beladene Lore zu langsam fuhr. Und das Kippen muß auch zackiger gehen! hatte er hinterher gerufen. Nun hatte Willi seine Lore zackig gekippt, rummsbumms!, — aber da kam das Gebrüll wegen der Staubwolke. Sonst war Alf keiner, der den Arbeitsdreck fürchtet, und schließlich können beim Zuschütten eines Erdloches mit Schutt keine Parfümgerüche aufsteigen.

So lief Willi mehr seinen Gedanken, als der Lore nach. Die Folge war, daß die Lore auf der leicht abschüssigen Gleisbahn seinen Händen entfloh und beinahe einer Gruppe Kameraden, die mit Planierungs- und Stopfarbeiten beschäftigt war, gegen die Schienbeine fuhr.

Das Beinahe jedoch genügte, die überraschte Arbeitergruppe in lautes Hallo! zu bringen. Was vorhin eine einzelne Stimme gewettert hatte, wetterte nun ein Chor. Wenn er, der Junge, döse, dann würde man ihm einen Schwarm Hornissen in den Hosenboden setzen. Eine Kipplore sei kein Kullerreifen, den man vor sich her trudele. Ein Knirps sei er, ein Tiefbauarbeiter werde nie aus ihm. —

Willi fühlte sich nach dem staubigen Sturm nun in einem Gewitter mit Blitz und Donnerschlag. Der Kullerreifen traf ihn am schwersten, und der Knirps war eine Schmach. Wie sollte er bei solcher Schande vor seinen Altersgenossen bestehen können?

Ihm war zum Heulen zumute. Aller Anfang ist schwer! hatte ihm bei der Arbeitsaufnahme der Ingenieur gesagt. Das sollte eine Ermunterung sein, ein Trost vorneweg. O weh! Ein schöner Anfang. Und viel schwerer, als gedacht! Alle hackten nach ihm. Er hatte sich die Arbeit nicht so rauh und das Ganze nicht so entmutigend vorgestellt. Sie meinen's nicht so! hatte der Vater daheim getröstet; alles ist nur halb so schlimm zu nehmen! Ja, der Vater hatte, fern vom Tiefbau, gut reden!

Als Willi die neue Lore, voll und schwer, über die Drehplatte riß, kam Alf angelaufen und drängte die Lore ins nächste Gleis, wobei Willi Mühe hatte, dem forschen Manne zu folgen.

Willi keuchte und widersprach.

Aber Alf im Vollgefühl des Vorarbeiters hörte nichts und schob die Last mit strammen Fäusten vor sich her. Jetzt warf er die Lore auf der zweiten Platte herum, drückte sie mit erstaunlicher Sicherheit und Eile auf die Bahn, die Willi vorhin hatte benutzen sollen, — und rief: „So macht man das! So!" Dabei schlug er, noch während der Fahrt, die Riegel hoch. Mit ungestümer Gewalt warf er sich gleichzeitig gegen den Kasten, während das Gestell vorm Bremsklotz jäh stille stand.

In gleicher Sekunde sprang die Lore von den Schienenköpfen, machte holterdipolter nach links, nach rechts — und schoß, von einer garnicht so kleinen Staubwolke begleitet, kopfüber in den Krater . . . Mit dumpfem Krach blieb sie am Grund der Böschung liegen.

Es kann nicht verschwiegen werden, daß Willi, der Knirps, der Kipploren für Kullerreifen hielt, nach dem ersten Schreck eine unbändige Freude hatte. So etwas mußte dem schlauen Alf passieren!

Alf blickte denn auch argwöhnisch von der Lore im Grund auf Willi. Doch der Junge hatte sein Lachen hinter den Ohren, da sah man's nicht. Eher machte er vorne ein Gesicht, das nach herzlichem Beileid aussah. So deutete es denn zum Glück auch Alf, schob die Mütze ins Genick und kratzte sich vor Aerger im Kopfhaar.

Tja, da lag nun die Lore auf der Sohle des Grundes. Von allein kam sie nicht wieder nach oben. Nach oben aber mußte sie, das war ja klar. Also rief Alf die ganze Kolonne zusammen. Macht ein bißchen zu! rief er den Langsamsten entgegen, und Willi wußte: Alf treibt, weil er die Lore oben haben will, bevor der Ingenieur kommt. So peinlich ist ihm das!

Einer kletterte hinunter, schaufelte den Rest des Schuttes aus der Lore und verknüpfte Gestell und Drahtseil miteinander. Alle Hände waren dann nötig, die träge, schwere Lore nach oben zu ziehen, alle starken Hände . . . Und weil der Knirps die schwächsten Hände besaß, einer aber abseits vom Zugseil das Kommando zu rufen hatte, so bestimmte Alf den Jungen dafür.

Also geschah es, daß der Junge, der sonst garnichts zu sagen hatte, die ganze Kolonne ins Kommando nahm. Am Rande der Böschung stand er, fünf Meter von den Männern entfernt, die wie die Kletten am Seile hingen Immerfort rief er „Hau . . . ruck!" immerfort ließ er dabei die Arme von oben nach unten sausen; und immerfort legten sich dann die Männer ins Geschirr, daß ihnen die Halsadern prall wurden.

Man darf behaupten, daß keiner sonst das Kommando so gut gegeben hätte. Hier war es mehr als straffes Wort. Hier lebten Wille und Freude, ja Begeisterung. Hier war ein Triumph über die Kolonne schwitzender Leiber — und strahlende Genugtuung über den toten Wagen, der langsam, doch sicher, die holperige Böschung herauf kam . . .

Endlich war er oben. Er stand wieder auf den Schienen. Von einer Fabrik in der Nähe heulte es Feierabend.

„Bleib oben", sagte Alf zu dem Jungen, der gerade auf dem Gestell stand. Dann warf er noch einiges Werkzeug in den Kasten und fuhr — der Alf höchst eigenhändig — die Lore mitsamt dem Knirps zur Mannschaftsbaracke. Hinter ihnen kamen die Arbeiter, schwatzend und voll fröhlicher Muße.

Eine Frau besiegt den Urwald.

Ein Tatsachenbericht

von

Hermann Hilgendorff.

IX.

Duell mit einer Schlange.

Immer tiefer dringt der Fluß in den Urwald ein und wir mit ihm. Wir schlafen auch des nachts im Kanu, denn wir sind in eine sehr raubtierreiche Gegend gekommen. In einer Nacht hatten wir Besuch von zwei schwarzen Panthern. Am Morgen eines anderen Tages wieder stellten wir fest, daß wir ganz in der Nähe einer riesigen Anakonda genächtigt hatten. Es war die größte Schlange, die ich je gesehen hatte. Sie war mindestens zehn Meter lang und so dick wie der Oberschenkel eines Mannes. Es war ein widerliches gelbes Ding. Nur die Augen waren lange nicht so boshaft und tückisch wie die Augen der Giftschlangen. Ihre Augen wirkten fast klug und sie beobachtete uns scheinbar mehr nachdenklich. Sie wußte wohl nicht recht, was sie aus uns machen sollte. Wir waren gewiß die ersten Menschen, die sie gesehen hatte.

Schließlich kletterten wir ins Kanu. Fernando zeigte einen Fluchteifer, wie ich ihn noch nie bei ihm beobachtet hatte. Aber kaum waren wir im Boot, als die Schlange sehr lebendig wurde. Vielleicht hielt sie uns plötzlich für einen ganz nahrhaften Bissen. Auf jeden Fall folgte sie uns mit einer unheimlichen Schnelligkeit ins Wasser. Ich hatte schon von den Orchideenjägern gehört, daß die Anakonda Kanus angreift, wenn sie gereizt ist. Wir hatten sie nicht gereizt, wenn nicht allein durch unsere Gegenwart. Die Schlange schwamm hinter uns her und es war bewundernswert, mit welcher Schnelligkeit diese Anakonda im Wasser vorwärtskam. Fernando hieb die Paddel ins Wasser, daß es hoch aufschäumte. Auch ich arbeitete wie verrückt und der Schweiß lief mir in Strömen von der Stirn. Aber es schien doch, als ob die Anakonda Siegerin bleiben würde. Sie war nur noch wenige Fuß von unserm Boot entfernt . . .

Fernando sah sich um und stieß einen gurgelnden Schrei aus. Es war ein furchtbarer Schrei, wie er nur aus dem Munde eines Stummen kommen konnte. Die Anakonda jagte ihm Todesfurcht ein, und er war wohl überzeugt, daß unser letztes Stündlein gekommen wäre.

Es ist seltsam, daß einem oft in der Aufregung die größten Selbstverständlichkeiten nicht einfallen. Warum erschoß ich das Biest nicht einfach? Ich hatte Dumdumgeschosse im Lauf und das Gewehr lag im Kanu direkt zu meinen Füßen. Als es mir einfiel, griff ich sofort nach der Büchse und legte auf den Kopf der Anakonda an. Aber seltsam, als ich wieder in die eigenartigen intelligenten Augen sah, konnte ich nicht schießen. Eine schreckliche Lähmung befiel mich plötzlich. Ich konnte meine Augen nicht von der Anakonda abwenden. Es war fast, als ob mich die Bestie hypnotisierte. Gibt es denn so etwas?

Ich wollte den Stecher des Gewehres durchziehen, aber ich konnte einfach nicht abdrücken, irgendeine unbekannte Macht schien meine Finger zu lähmen. Mein ganzer Körper lag wie in einer Erstarrung. Noch immer schwamm die Anakonda hinter uns her . . . noch immer paddelte Fernando wie toll, um das Leben zu retten . . . Aber noch immer blickten meine Augen in die Augen der Schlange, und ich konnte einfach nicht schießen . . .

Die Lähmung, die meinen ganzen Körper gefangen hielt, nahm eine schreckliche Starre bis zu meinem Herzen hin an. Konnte diese Erstarrung wirklich mein Herz lähmen und mich töten? Mit einer letzten fast übermenschlichen Willensanspannung riß ich meinen Blick aus den Schlangenaugen. Es war eine Anstrengung, die meinen Atem keuchend gehen ließ. Die Hände zitterten mir mit dem Gewehr vor Schwäche. Ich schoß, aber der Schuß ging fehl . . . Ich hatte es eigentlich nicht anders erwartet. Trotzdem schien dieser Schuß die Anakonda gewarnt zu haben. Sie gab die Verfolgung auf.

Nach diesem seltsamen Kampf mit der Schlange lag ich wohl eine Stunde völlig apathisch und abgekämpft im Kanu. Ich hatte plötzlich so rasende Kopfschmerzen, daß ich dachte, mir würde der Schädel auseinanderspringen . . .

Moskitos und Kröten.

Wir sind in ein furchtbares Sumpfgebiet gekommen. Ringsum Morast und Tümpel. Aber das Schlimmste ist, daß hier ein Eldorado der Moskitos ist. Die Moskitos sind hier keine Einzelinsekten mehr. Es sind ganze Wolken, es sind Schwärme. Es sind disziplinierte Armeen, die sich zu Billionen über uns stürzen. Wir fahren bisweilen wie durch graue Schleier von Mücken. Es ist ein Gesumm, daß man irrsinnig werden könnte.

Dennoch haben Fernando und ich verhältnismäßig wenig unter ihren Stichen zu leiden. Schon vor einigen Tagen hat er im Walde Kräuter gesucht, mit deren Saft wir unsern ganzen Körper eingerieben haben. Das Zeug riecht geradezu fürchterlich, und zuerst war ich schon beim Einatmen dieses wahnsinnigen Gestanks einer Ohnmacht nahe. Aber mit der Zeit habe ich mich daran gewöhnt. Jedenfalls scheinen die Moskitos den Geruch noch mehr zu hassen als wir selbst. Sie umsurren uns nur mit einem wütenden Gebrumm, ohne uns zu stechen. Nur hier und da versuchen es einige ganz todesmutige Insekten. Aber sie müssen wirklich diesen Angriff mit dem Tode bezahlen, denn gleich darauf fallen sie wie tot von unserem Körper herunter. Vielleicht sind sie auch nur betäubt. Das habe ich nicht feststellen können.

Tagelang fahren wir durch dieses Sumpfgebiet. Eines Morgens finden wir beim Erwachen in unserem Kanu hunderte von Riesenkröten. Mag der Himmel wissen, wie sie in das Kanu gekommen sind. Aber sie sind da, und es sind die ekelhaftesten Kröten, die ich je in meinem Leben gesehen habe. Die kleinen und boshaften tückischen Augen, die eigenartig hell und lebendig sind. Ich schleudere eins dieser Biester, das mir auf dem Arm hackt, herunter und erlebe etwas, was ich nie bei Kröten gesehen habe. Das Tier macht sich nicht davon, sondern hüpft in geradezu grotesker Angriffslust wieder auf mich los und bespritzt mich mit irgend einem häßlichen Schleim. Etwas von diesem Schleim trifft meine Hand und die Hand brennt im gleichen Augenblick wie Feuer. Es ist ein so toller Schmerz, daß mir die Tränen in die Augen laufen.

Fernando hat einen schrecklichen Haß auf diese Kröten. Er schlägt sie zu Dutzenden mit der Paddel tot. Ich selbst kann mich an diesem ekelhaften Morden nicht beteiligen. Vorerst einmal, weil meine rechte Hand von dem angespritzten Saft wie gelähmt ist. Sodann aber auch, weil ich einen furchtbaren Ekel vor diesen Tieren habe. Der Ekel ist so groß, daß ich die Augen schließen muß.

Wenn Fernando auf diese seltsamen und unheimlichen Kröten einschlägt, geben sie einen Laut von sich, der wie ein Schrei klingt. Das ist mir direkt unheimlich. Hat man je eine Kröte schreien hören? In der Grünen Hölle jedenfalls gibt es eine Sorte, die schreit, und ich werde diese gräßlichen Tiere nie vergessen. Mir fällt dabei die Erzählung eines englischen Schriftstellers ein, der einen seiner Helden eine Zeitmaschine erfinden läßt, mit der er in die graue Vorzeit zurückfahren konnte. In eine Welt voller fremder, wilder und unbekannter Tiere. In eine Welt, die schrecklich ist wie Dantes Inferno und auch das Motto trägt: „Ihr, die Ihr hier eintretet, lasset alle Hoffnung fahren . . ."

Schlacht der Affen.

Wieder vergehen Tage mit neuen Abenteuern. Wir sehen eine Insel, auf der sich hunderte von Schlangen träge sonnen. Zwei Alligatoren bekämpfen sich, daß das Wasser aufschäumt. Dann aber erleben wir die Schlacht der Affen. Schon eine halbe Stunde, bevor wir zum eigentlichen Kampfplatz kommen, hören wir in der Ferne Geschrei und Lärm. Ich frage erstaunt Fernando, was dieser Aufruhr bedeuten könne. Er zuckt gleichmütig mit den Achseln. Ist er es doch gewöhnt, daß der Urwald lärmt und tobt und deliriert.

Der Krach wird immer lauter, und ich denke zuerst, daß es Indios sein müssen, die dort in der Ferne miteinander kämpfen. Mir wird doch ganz unheimlich zu Mute, aber Fernando paddelt gleichmütig weiter. Er lächelt, als ich ihm klar zu machen versuche, daß es doch Indios sein könnten, die dort eine Schlacht schlügen. Nach einer Weile aber haben wir den Schauplatz erreicht. Der Kampf spielt sich auf einer Waldlichtung ab, die an den Fluß stößt. Es ist das tollste, was ich je zu sehen bekommen habe, diese vor Wut halb irrsinnigen Affen. Mit Knütteln und Steinen bekämpfen sie sich. Die Luft erzittert unter ihren brüllenden Schreien.

Sehr bald kann ich deutlich erkennen, daß es zwei ganz verschiedene Affenarten sind, die dort miteinander kämpfen. Die einen dunkelhaarig und mit rotem Gesäß, die andern sind hellhaarig und ohne häßliche Gesäßschwielen. Der Lärm den sie machen, ist ungeheuerlich. Sie zeigen einen Kampfeseifer, der von einem mörderischen Mute zeugt. Hier und da sehe ich erschlagene Affen unbeweglich in der Lichtung liegen. Andere werden von ihren Kameraden in den Urwald hineingeschleppt. Wahrscheinlich sind es die Verwundeten. Einzelne Gruppen balgen sich an der Erde und versuchen sich die Kehlen zu durchbeißen. Wieder andere bombardieren sich mit Steinen oder Holzstücken und Früchten. Sie müssen ungeheure Treffsicherheit besitzen, denn ich sehe nach kurzer Zeit, wie mehrere getroffen von den Bäumen stürzen und am Boden liegen bleiben. Sicher sind sie tödlich getroffen worden.

Die tobenden Affen achten gar nicht auf uns, so sehr sind sie in den Kampf verstrickt. Plötzlich aber erblicke ich etwas seltsames. Eine Aeffin schwimmt mit ihrem Jungen im Arm auf unser Kanu zu. Fernando will das Tier mit der Paddel verjagen, aber ich hindere ihn daran. Die Aeffin scheint vollkommen erschöpft zu sein. Sie erreicht mit letzter Anstrengung das Kanu und ohne zu zaudern, wirft sie das sicher erst wenige Monate alte Affenjunge ins Boot. Fernando paddelt gleichgültig weiter und die Aeffin bleibt zurück. Ich habe das Gefühl als müsse sie jeden Augenblick ertrinken. Es dauert eine Weile, bis ich Fernando begreiflich gemacht habe, daß wir die Mutter retten müssen. Das Junge hat sich inzwischen mit leisem Wimmern zu meinen Füßen niedergekuschelt. Es weint und wimmert wirklich wie ein kleines Menschenkind, das die Mutter verloren hat. Wir paddeln zurück zu der Aeffin, die sich ohne zu sträuben in das Kanu ziehen läßt. Und so erschöpft das Tier auch ist, wirft es sich doch sofort auf ihr Junges und drückt es zärtlich in ihre Arme. Den Blick, den mir dabei die Alte zuwirft, werde ich nie vergessen. Es ist soviel Dankbarkeit darin, daß mir fast die Tränen in die Augen kommen. Erst jetzt erkenne ich auch, daß die Aeffin eine schlimme Bißwunde an der Schulter hat, die wohl vom Kampfe herrührt. Wahrscheinlich hat sie sich vor ihren Angreifern in das Wasser gerettet und als sie unser Kanu sah, erkannte sie wohl darin die einzige Rettung für ihr Junges, denn sie selbst hätte sich nicht mehr lange über Wasser halten können.

Sie besitzt überhaupt einen wunderbaren Instinkt. Wenn Fernando ihr zu nahe kommt, faucht sie und zeigt sie ihm ihre Zähne. Ich aber kann sogar ihr Junges aus ihrem Arm nehmen und es streicheln . . . Ich nenne die alte Aeffin Bim und das Junge Bo. Sie verbleiben mehrere Tage in unserer Gesellschaft und verlieren jegliche Scheu. Dennoch ist der Ruf des Urwaldes stärker als die Liebe Bims und Bos zu mir. Als wir eines Morgens aufwachen, sind Bim und Bo fort. Der Urwald hat sie gerufen, und es gibt keine Macht auf dieser Welt, die sie diesem Ruf widerstehen lassen kann. Das erinnert mich an John und mich. Auch ihn rief der Urwald, und auch er konnte diesem Ruf nicht widerstehen. Werde ich ihn lebendig wiedersehen? (Fortsetzung folgt).

Höchste Prädikate für „Kampf um den Himalaja".

DNB **Berlin**, 25. Februar.

Der Film „Kampf um den Himalaja" von der Nanga-Parbat-Expedition 1937 wurde am Donnerstag von der Filmprüfstelle zensiert und mit den höchsten Prädikaten ausgezeichnet. Diese Filmchronik Peter Müllritters, der im Einvernehmen mit den höchsten Prämalaja-Stiftung von der Degeto am 4. März im Ufa-Palast München zur Uraufführung gebracht wird, wurde als staatspolitisch wertvoll, künstlerisch wertvoll, volkspolitisch wertvoll, volksbildend, Lehrfilm und jugendfrei anerkannt und zur Vorführung an allen Feiertagen zugelassen.

Der Film, dessen Musik Bernd Scholz schrieb, ist das Vermächtnis der sieben Helden, die zusammen mit ihren neun treuen Trägern im Gipfelsturm um den unbetretenen Scheitel der Erde im vorigen Jahre ihr Leben gelassen haben. Das deutsche Publikum wird in diesem Film, dem der Reichssportführer ein Geleitwort auf den Weg gab, das hohe Lied einer Treue und Opferbereitschaft erleben, die nicht verzagen läßt, sondern zu neuen und großen Taten anspornt.

Gewinnauszug
5. Klasse 50. Preußisch-Süddeutsche
(276. Preuß.) Klassen-Lotterie

Ohne Gewähr — Nachdruck verboten

Auf jede gezogene Nummer sind zwei gleich hohe Gewinne gefallen, und zwar je einer auf die Lose gleicher Nummer in den beiden Abteilungen I und II

16. Ziehungstag — 25. Februar 1938

In der heutigen Vormittagsziehung wurden gezogen

4 Gewinne zu 10000 RM. 46516 279534
2 Gewinne zu 5000 RM. 281505
8 Gewinne zu 3000 RM. 133000 211357 228948 352664
18 Gewinne zu 2000 RM. 39244 73966 85134 121361 137056 144213 203218 205902 335611
68 Gewinne zu 1000 RM. 8028 8524 42679 53117 97947 98334 119463 130499 140977 145655 155759 156285 158753 161410 173120 184605 189303 211136 218246 220401 233096 268678 269438 270229 270812 276011 276068 281442 293314 311351 314523 342334 348773 396485
82 Gewinne zu 500 RM. 2559 7459 10252 12184 21020 23952 47031 47824 51949 54579 56121 78470 91532 148279 168894 169684 174009 177392 186042 186783 187456 192000 192341 193374 194739 213816 216290 223675 232706 262484 265956 283740 285773 291407 298526 302476 316163 347903 377654 378842 379431

204 Gewinne zu 300 RM. 1875 3089 4315 6166 10086 22754 26642 26920 27541 29036 36510 38048 38760 44329 49172 56496 63211 64178 64741 65707 66275 67658 70382 72767 73181 76058 77160 77577 79616 82604 84029 86678 93887 99465 102610 107578 114740 120044 124495 125698 135019 135538 140197 140601 143089 143728 144893 148798 161931 163674 165885 167991 168607 169610 170384 177860 190298 192766 196328 196698 210221 216164 217120 222717 222971 230821 231703 232628 241772 242626 251050 255379 256129 265539 266634 267734 271907 274489 274866 276083 277546 282656 299487 306358 315908 318497 320003 321709 357419 359977 364744 366903 374149 375009 376226 376400 376433 377069 383085 388388 389421 394655

In der heutigen Nachmittagsziehung wurden gezogen

2 Gewinne zu 20000 RM. 140402
4 Gewinne zu 10000 RM. 109254 292681
4 Gewinne zu 5000 RM. 69819 278488
6 Gewinne zu 3000 RM. 155308 235788 243218
12 Gewinne zu 2000 RM. 25371 113350 170294 208306 332038 348786
46 Gewinne zu 1000 RM. 4867 21998 34108 34258 35122 100608 104592 109454 147371 176684 177538 195257 201640 208353 210841 241265 269771 298083 327292 336934 337327 365687 374467
110 Gewinne zu 500 RM. 431 16920 18415 21536 37580 46127 46326 53653 55207 62429 65886 70045 88186 94020 95153 95208 99945 101749 105250 115447 120169 121572 144060 149975 150092 156522 157129 157879 159159 162386 176131 192371 200505 206874 223194 229571 234658 248345 248482 266028 272201 284887 287305 287663 289552 298532 308005 311722 313266 340048 346266 351073 358769 378145 395482

152 Gewinne zu 300 RM. 20022 33436 36114 44114 45050 45298 49207 53676 55688 56312 57267 64595 69584 74334 88490 90321 90381 93545 106312 109889 116408 117596 136327 139130 139380 149910 168439 172283 176794 179563 179907 181105 183723 183767 185952 187584 196234 202393 202629 212776 215737 215821 224587 228105 231150 247723 248656 256329 259738 262456 269464 283726 285475 304543 312339 313694 317207 318861 319496 324074 325173 326902 333267 340476 348806 354179 355700 358494 360355 360705 366767 369576 386624 389980 398418 399555

Im Gewinnrade verblieben: 2 Gewinne zu je 1000000, 2 zu je 500000, 2 zu je 75000, 4 zu je 50000, 4 zu je 30000, 10 zu je 20000, 46 zu je 10000, 84 zu je 5000, 166 zu je 3000, 486 zu je 2000, 1252 zu je 1000, 2210 zu je 500, 4510 zu je 300, 106222 zu je 150 RM.

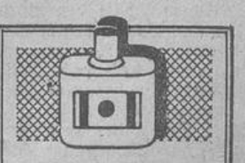
Erfolgen

erzielen Sie durch die Insertion im allgemeinen Anzeigenteil der Zeno.



EINFACH DAS GROSSE LOS, SAGTE *Herr Richter*

Über vierzig Jahre lang muß ich mich nun rasieren — sagte er — um erst jetzt zu dieser Entdeckung zu kommen. Ja, solche Herren gibt es viele! Herren nämlich, die sich nicht darüber klar sind, daß zu einem wirklich guten, glatten und sauberen Rasieren zwei Sachen gehören: eine gute Klinge — und eine gute Rasierseife, z. B. die speziell für harten Bart und empfindliche Haut geschaffene Kaloderma-Rasierseife. Da gleitet das Messer leicht und mühelos durch die härtesten Bartstoppeln. Die Haut bleibt kühl, glatt und geschmeidig, selbst beim schärfsten Ausrasieren — ohne jede Spur von Brennen und Spannen. Rasieren Sie sich etwa auch schwer und ungern? Dann machen Sie doch auch einmal einen Versuch mit Kaloderma-Rasierseife!



Das Nachwaschen mit dem erfrischenden und desinfizierenden Kaloderma-Rasierwasser bedeutet einen besonderen Genuß. Überall erhältlich. RM 1.50 u. 1.-

KALODERMA RASIERSEIFE

Stück RM -.54. In Bakelitehülse RM -.85

Von Nah und Fern.

Fabrikbrand in Hamm.

(!) **Hamm**, 25. Februar.

In den frühen Morgenstunden des Donnerstag wurde von einer Kriminalstreife Feuer in der Emaillefabrik Gebrüder Schneider in Hamm entdeckt. Im Dachstuhl und in dem darunter liegenden Geschoß hatten sich die Flammen bereits über das ganze Gebäude ausgedehnt. Die sofort alarmierte Feuerlöschpolizei bekämpfte den Brand aus mehreren Schlauchleitungen und konnte ein weiteres Umsichgreifen auf die stark gefährdete Nachbarhäuser verhindern. Durch die frühe Entdeckung des Brandes konnten die Bewohner der Nachbarschaft rechtzeitig gewarnt werden. Der Sachschaden ist beträchtend. Die Brandursache ist noch nicht einwandfrei geklärt, doch dürfte nach den bisherigen Ermittlungen fahrlässige Brandstiftung vorliegen.

Schulklasse gewinnt 100 Mark.

Dreitägige Sauerlandsfahrt beschlossen.

)(**Gelsenkirchen-Buer**, 25. Februar.

Eben noch vor Toresschluß sammelte eine Schulklasse in Buer-Beckhausen untereinander einige Groschen ein, um sich davon ein WHW-Glückslos kaufen zu können. Der Erfolg war einzigartig: die Schuljugend zog tatsächlich einen Gewinn von 100 RM, die unverzüglich für eine dreitägige Sauerlandfahrt der ganzen Klasse zurückgelegt wurden.

Aus Unachtsamkeit gegen einen Zug gelaufen

)(**Gladbeck**, 25. Februar.

Im Gelände des Bahnhofs Gladbeck-West lief die 58 Jahre alte Frau Wachtmeister aus Gladbeck aus Unachtsamkeit gegen einen Personenzug. Die Frau trug schwere Verletzungen davon, denen sie inzwischen im Krankenhaus erlegen ist.

Betriebsstörung im Essener Hauptbahnhof.

:: **Essen**, 25. Februar.

Am Freitagmorgen kurz nach 8 Uhr fuhren im Essener Hauptbahnhof zwei Rangierlokomotiven, aus westlicher Richtung kommend, der Bahnsteighalle zu. Beide Maschinen stießen dann in einer Weiche zusammen und wurden durch die Flankenfahrt in gleicher Richtung seitlich aus dem Gleis gedrückt. Hierbei wurden drei Pfeiler der Bahnsteighalle abgebrochen, wodurch ein Teil der Ueberdachung seinen Halt verlor. Menschen sind nicht verletzt worden. Der Betrieb wurde durch Umleitung und Umstellung der Züge an den Bahnsteigen weitergeführt.

Sommerferiensonderzug nach Jugoslawien.

:-: **Essen**, 25. Februar.

Die immer stärkere Vertiefung der deutsch-jugoslawischen Freundschaft, die vor kurzem noch ihren besonderen Ausdruck gefunden hat in dem Staatsbesuch des jugoslawischen Ministerpräsidenten Dr. Stojadinowitsch im Reich und besonders im Ruhrgebiet, läßt in den beiden Völkern den Wunsch auch nach einem näheren gegenseitigen Kennenlernen immer mehr hervortreten. So haben sich denn die nationalen Organisationen der jugoslawischen Kolonie des Ruhrgebietes entschlossen, auch in diesem Jahre wieder einen Sommerferiensonderzug nach Jugoslawien durchzuführen, und zwar ab Essen Hbf. mit der Zielstation Laibach, Ljubljana. Der Sonderzug fährt mit 50prozentiger Fahrpreisermäßigung. Hin- und Rückfahrt werden etwa insgesamt 51 RM. kosten. Die Hinfahrt erfolgt am 4. August mittags ab Essen Hbf., Ankunft am 5. August mittags in Laibach-Ljubljana. Die Rückfahrt des Sonderzuges geschieht am 24. August mittags ab Laibach-Ljubljana, Ankunft in Essen Hbf. am 25. August mittags. In der Zeit vom 3. bis 24. September ist sodann noch eine Gesellschaftssonderfahrt nach Jugoslawien vorgesehen. Die technische Durchführung beider Fahrten geschieht durch das Lloyd-Reisebüro Essen, Haus der Technik.

Ein Jude „bedankte" sich für gute Anstellung

:-: **Solingen**, 26. Februar.

Als der Jude Walter Brauer, ein von vielen deutschen Gerichten oftmals vorbestrafter Mensch, nach vierjähriger Erwerbslosigkeit Anfang des vergangenen Jahres bei einer Solinger Firma als Lohnbuchhalter Anstellung fand, ein Posten, der ausreichend vergütet wurde und daher selbstverständlicherweise auch von deutschen Volksgenossen begehrt gewesen wäre, da hätte er eigentlich heilfroh sein müssen, daß er neben dem Gastrecht, das ihm das deutsche Volk gewährte, außerdem auch noch eine solch gute Beschäftigung fand. Stattdessen belohnte der neue Angestellte das Entgegenkommen der Firma, daß er längere Zeit höhere Lohnbeträge anforderte, als die Lohnbücher auswiesen. Der Ueberschuß, insgesamt rd. 900 RM, steckte er in seine Tasche. Wegen Betrugs und Unterschlagung hatte sich Brauer jetzt vor dem Solinger Schöffengericht zu verantworten. Das Gericht ging über den Antrag des Staatsanwalts der auf neun Monate Gefängnis lautete, hinaus und verurteilte den Juden zu einem Jahr Gefängnis.

Sie wollten es nicht gewußt haben.

Rücksichtsloses Vorgehen gegen Wirtschaftssaboteure

× **Kleve**, 25. Februar.

Die Klever Große Strafkammer verhandelte am Donnerstag gegen drei Angeklagte aus dem Grenzkreis Kleve wegen Devisenschiebungen, die sie in systematischer Zusammenarbeit mit holländischen Auftraggebern fortgesetzt begangen haben. Auf der Anklagebank saßen der 30jährige Johann van Vügt aus Wyler, der 34jährige Heinrich Schüller und der 29 Jahre alte August Moß beide aus Kleve. Letztere wollen nicht gewußt haben, daß Silbergeldschiebungen gleichbedeutend sind mit dem Verbrechen der Wirtschaftssabotage. Die Anklage warf ihnen verschobene Gelder in Höhe von 80000 Rm vor.

Durch einen plötzlichen Zugriff entdeckte die Zollbehörde bei van Vügt, als er sich in der Nähe der Grenze herumtrieb, einen Papiermarkbetrag in Höhe von 1420 RM. Unter der Wucht der weiteren Beweise wurden dann die drei Angeklagten im August 1937 in Untersuchungshaft genommen. Im Laufe der Beweisaufnahme, die wegen Gefährdung der Staatssicherheit hinter verschlossenen Türen stattfand, waren die Angeklagten in allen wesentlichen Punkten geständig.

Nach eineinhalbstündiger Beratung verkündete das Gericht folgendes Urteil: van Vügt wird wegen fortgesetzten Devisenvergehens in zwei besonders schweren Fällen zu einer Zuchthausstrafe von drei Jahren, zu einer Geldstrafe von 160 000 RM, ersatzweise weitere sechs Monate Zuchthaus, und zu einer Wertersatzstrafe in Höhe von 4000 RM verurteilt. Die bürgerlichen Ehrenrechte werden ihm auf die Dauer von fünf Jahren aberkannt. Schüller und Moß wurden der Beihilfe für schuldig befunden. Schüller erhielt eine Gefängnisstrafe von einem Jahr und drei Monaten, eine Geldstrafe von 4000 RM, ersatzweise einen Monat Gefängnis und 200 RM Wertersatzstrafe. Moß wurde verurteilt zu einer Gefängnisstrafe von einem Jahr und sechs Monaten, zu einer Geldstrafe von 7000 RM, ersatzweise zwei Monate Gefängnis, und zu einer Wertersatzstrafe von 300 RM. Bei van Vügt wurden ferner beschlagnahmt ein Geldbetrag von 1033,20 RM. und ein Kraftwagen mit Anhänger.

Die Urteilsbegründung stellt eine außerordentliche verbrecherische Handlung fest, durch die das wirtschaftliche Aufbauwerk des deutschen Volkes in gewissenloser Weise sabotiert worden sei. Gerade die Gerichte im Grenzgebiet müßten mit rücksichtsloser Härte gegen dieses volksschädigende Verbrechertum vorgehen.


Gegen Verstopfung
Kneipp-Pillen
MK 1.– Kneipp-Kur-Wegweiser kostenlos durch Kneipp-Mittel-Zentrale-Würzburg

Der Koblenzer Prozeß.

Schmidt aus der Haft entlassen.

)(**Koblenz**, 25. Februar.

Im Betrugs- und Korruptionsprozeß gegen John und andere setzte das Gericht am Freitag die Beweisaufnahme in den noch ausstehenden Koblenzer Steuerfällen fort. Es ergibt sich u. a., daß John in den Fällen O. und R., bei denen es sich um einen Privatgrundbesitz und ein Koblenzer Hotel handelt, von dem Berater Schmidt insgesamt 1000 RM. bekommen hat. Dieses Geld sei aber, so sagten John und Schmidt, lediglich für die Vermittlung dieser Mandate gezahlt worden. Irgendwelche strafbare Handlungen könnten hier in Frage kommen. Zum Fall Cr. wird die Beweisaufnahme unter Hinzuziehung der maßgebenden Beamten, die diesen Steuerfall entschieden haben, am Samstag fortgeführt. Für den Angeklagten Schmidt stellte dessen Verteidiger einen Haftentlassungsantrag, dem der Staatsanwalt widersprach, da Schmidt nach wie vor der aktiven Bestechung dringend verdächtig ist. Außerdem bestehe Fluchtverdacht, da Schmidt schon einmal zur Schweiz geflüchtet sei, weshalb er die Länge der Untersuchungshaft auch selbst verschuldet habe. Das Gericht beschloß nach längerer Beratung, daß der Haftbefehl gegen Schmidt aufgehoben wird. Der Staatsanwalt legte gegen diesen Gerichtsbeschluß Beschwerde eingelegt.



Karnevals-Museum in einer Mühle.

In der rheinischen Stadt Dülken soll die dort befindliche historische Windmühle zu einem Museum des Karnevals umgestaltet werden. Die Mühle spielt bei dem auf eine alte Tradition zurückgeführten Karneval eine besondere Rolle. In erster Linie soll das Museum Erinnerungsstücke an den jahrhundertealten Dülkener Karneval enthalten. (Atlantic-M.)

Heimische Rohstoffe machen uns frei.

Elektrizität aus Gas und Kohle.

Die Elektrizität ist — einmal grob gesehen — schließlich nichts anderes als die umgeformte Kohlen- und Wasserenergie. Sie hat den Vorteil der Sauberkeit und kann überall da, wo nur ein Anschluß vorhanden ist, schnell und tatkräftig eingesetzt werden, ist nicht an das Vorhandensein von Lagerräumen oder großer Oefen gebunden. Auch menschliche Arbeitskräfte brauchen bei dem Vorhandensein einer Stromleitung nur in geringem Maße eingesetzt zu werden. Als Folge dieser vielfältigen Vorteile ist der Elektrizitätsabsatz in den letzten Jahren sehr stark angestiegen. Die Stromerzeugung von 122 Werken, in den ersten Halbjahren 1932 bis 1936 verglichen, zeigt eine Zunahme von nahezu 100 v. H. Von 6220 Millionen kWh im Jahre 1932 erhöhte sich der Stromabsatz der 122 großen Elektrizitätswerke bis auf 12 146 Millionen kWh in den ersten sechs Monaten des Jahres 1937. Hauptenergieträger für die Elektrizitätswirtschaft ist in Deutschland immer noch die Kohle. In diesem Zusammenhang ist es beachtlich, daß man möglichst die minderwertige Kohle, die sonst keine so recht nutzbringende Verwendung finden könnte, für die Stromerzeugung ausnutzt. Im Jahre 1936, für das das Statistische Reichsamt die Ergebnisse bisher veröffentlicht hat, verteilt sich bei den öffentlichen Werken und Eigenanlagen die Stromerzeugung nach Kraftquellen wie folgt:

Stromerzeugung in 1000 kWh:	
Steinkohlenkraftwerke	7 145 655
Braunkohlenkraftwerke	11 091 236
Wasserkraftwerke	5 099 224
Oelkraftwerke	68 826
Gaskraftwerke	16 594
sonstige Kraftwerke	342

Der Anteil der Kraftquellen ist gebietlich sehr verschieden, richtet sich nach dem vorrätigen Brennstoff, der ohne große Transportkosten herbeigeschafft werden kann. Westfalen, Berlin, Hamburg, Schlesien, Hannover und Saarland erzeugen ihren Strom vor allem aus Steinkohle, während die Provinzen Sachsen, Brandenburg, Rheinland, die Länder Sachsen, Thüringen und Anhalt in der Braunkohle den Hauptenergieträger haben. Bayern, Baden und Württemberg nützen vorzüglich ihre natürlichen Wasserkräfte. Gas wird in Westfalen und in der Rheinprovinz in größerem Ausmaße zur Stromerzeugung angesetzt. Die Gründung einer Elektrizitätserzeugungs-Gesellschaft durch das Rheinisch-Westfälische Kohlensyndikat leitet einen neuen Vorstoß der Steinkohle in die Elektrizitätserzeugung des westdeutschen Raumes ein. Zugleich dürfte ein weiterer Ausbau der Verbundwirtschaft im Ruhrgebiet stattfinden.

Ebenso ist die Kohle für die deutsche Gaserzeugung unentbehrlich. Die rund 1200 Gaswerke erzeugen in der Hauptsache Steinkohlengas, daneben in geringen Mengen Doppelgas und Braunkohlengas. Bei einem jährlichen Kohlenverbrauch der Gaswerke von etwa 6,3 Millionen Tonnen wird in fast allen Teilen Deutschlands die Ruhrkohle verbraucht, während in einigen wenigen Teilen die dort einheimische Steinkohle für die Gaserzeugung ausgenutzt wird. Schlesien, das Saarland, der Aachener Bezirk sind weiterhin Großlieferanten. Neben der Gaserzeugung, die in der Hauptsache in den Haushaltungen, in der Industrie und für die Straßenbeleuchtung Verwendung findet, sind den Gaswerken in letzter Zeit einige neuere Aufgaben zugefallen. So hat man das Gas als Antriebsstoff für Kraftwagen angesetzt und damit schon recht günstige Erfahrungen gemacht. Von ständig wachsender Bedeutung ist die Einschaltung der Gaswerke in die heimische Treibstofferzeugung und der Absatz von Nebenprodukten. Da ist bisher an erster Stelle mengenmäßig der Koks zu nennen, es folgen der Teer, ständig ansteigende Mengen von Rohbenzol und Ammoniumsulfit. Die kleineren Gaswerke geben ihr Gaswasser zum Teil an Landwirte zum Düngen ab. Auch Ammoniakwasser und Salmiakgeist fallen in den Gaswerken als Nebenerzeugnisse an. Die ausgebrachte, mit Schwefel angereicherte Gasreinigungsmasse wird in Schwefelsäure- und Zellstoffabriken verwendet. Benzol und Naphthalinwaschöle, Retortekohle und Schlacken sind weiterhin nutzbar. Auch Steinkohlenschwelung zur Treibstoffgewinnung wird heute bereits in einigen Gaswerken betrieben. Die Leistungsfähigkeit unserer Gaswerke übersteigt bei weitem ihren Absatz, der sich bei einem etwa gleichbleibenden Verbraucherkreis verhältnismäßig stabil gehalten hat und seit 1932 nur um etwa 14 v. H. gestiegen ist, während, wie wir sahen, die Elektrizität eine bedeutend stärkere Verbrauchszunahme ausweist.

(Weitere Aufsätze folgen.)

Rodelschlitten rast gegen Gartenmauer.

Fünf Schwer- und Leichtverletzte.

:: **Bingen**, 25. Februar.

Auf einer Rodelbahn im Wald verlor der Führer eines mit fünf jungen Burschen besetzten Schlittens in einer scharfen Kurve die Gewalt über das Fahrzeug. Mit voller Wucht prallte der Schlitten in rasender Geschwindigkeit gegen eine Gartenmauer. Der Schlitten zerschellte, und die fünf jungen Leute wurden teils schwer, teils leicht verletzt.

Zwei Jungen durch das Eis gebrochen und ertrunken.

:: **Trier**, 25. Februar.

Auf dem Trierer Pfahlweiher versuchten am Donnerstagnachmittag mehrere Jungen, die Dicke des Eises festzustellen. Drei von ihnen wagten sich so weit auf den Weiher, daß zwei von ihnen einbrachen, während es dem dritten gelang, sich im letzten Augenblick an Land zu begeben. Auf die Hilferufe der am Ufer stehenden Kinder eilten sofort mehrere Waldarbeiter herbei, die jedoch die beiden eingebrochenen Jungen nicht mehr retten konnten. Die Feuerwehr barg später mit einem Boot die beiden Leichen der Kinder aus dem Teich.

Durch Muscheln vergiftet. Nach dem Genuß von Muscheln sind im Departement Vendee zahlreiche Personen an Vergiftungserscheinungen erkrankt. Eine 30jährige Frau ist bereits gestorben.



Copyright by J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart.

46)

Da zerriß die Sonne den Nebel. Stromabwärts auf dem Damm hielten Reiter. Noch konnte Rabenau nicht erkennen, ob Freund oder Feind. Die noch tief stehende Sonne blendete. Auch die Reiter bemerkten die Pferde im Strom noch nicht. Plötzlich wandte einer den Gaul, stutzte. Rabenau sah deutlich, wie er mit der Hand die Augen beschattete und herüberblickte. Die Reiter ritten langsam näher. Eben hatte Rabenaus Pferd wieder Grund unter den Hufen, hob sich langsam aus dem Strom, arbeitete sich an der Uferböschung hoch. Hundert Schritte dahinter schwamm noch der Bursche.

Jetzt erkannte Rabenau die Kalpake preußischer Husaren. Sie hielten wieder. Rabenau gab seinem Pferd die Sporen. Vielleicht kam er noch durch. Die Reiter waren noch gut drei Pistolenschußweiten entfernt. Aber die Böschung bröckelte. Unten am Wasser war fetter, glitschiger Lehm. Immer wieder rutschte die Hinterhand des Fuchses in das seichte Wasser zurück. Doch jetzt schien es zu gelingen. Mit den Vorderhufen hatte das Pferd festen Stand. Es setzte zum Sprunge an. Da kamen die Husaren angefegt. Rabenau zog den Pallasch. Die Pistolen waren ja doch naß. Vom Uferdamm blitzte ein Säbelhieb auf ihn herunter. Rabenau parierte. Er hatte Mühe damit. Sein Pferd hing noch an der steilen Böschung. Da zischte ein zweiter Hieb. Die Parade kam zu spät. Rabenau schwankte, verlor den Halt, stürzte aus dem Sattel, rollte den Damm hinunter und blieb halb im Wasser liegen. Der Fuchs, seines Reiters ledig, stand mit einem Satz auf dem Damm.

Der Bursche zwang seinen Gaul in die Strömung zurück. Helfen konnte er ja doch nicht. Er wollte wenigstens versuchen, ins Hauptquartier zu kommen. Als er sich an einer Biegung des Flusses noch einmal umblickte, sah er, wie zwei Reiter die Böschung hinunterkletterten, den Leutnant hinaushoben und auf die Beine zu stellen versuchten. Es schien nicht zu gelingen. Der Bursche duckte den Kopf. Kugeln zischten über ihn weg.

Die alte Rabin krächzte und flatterte durchs Haus. Sie war außer sich. Wie alle Jahre hatte sie, ehe sie Mitte Juni mit dem Baron aus dem Wiener Stadthaus nach Schloß Hradek an der Moldau übersiedelte, das Haus auf den Kopf stellen lassen. Eine Woche lang scheuerte und fegte dann die ganze Dienerschaft, die Kutscher und Stallknechte und alle Türstehersfrauen der Himmelpfortgasse. Sogar ihre Schwiegermutter, die Grandmère, wie man sie in der Familie und selbst bei Hofe nannte, wurde aus diesem Anlaß regelmäßig von ihrem Witwensitz Rotbuch im Waldviertel herangefohlen. Es gab ja allerlei zu flicken und zu nähen. Und selbst rührte die Rabin keinen Finger. Sie schaffte nur an. Die Grand'mère aber kam gern. Sie war die Hilfsbereitschaft selber und liebte es überdies, einige Frühlingswochen in Wien zu verbringen.

Bei diesem großen Kehraus hatte die Rabin im Sekretär ihres Sohnes das Konzept eines Briefes an eine Demoiselle Elisabeth Brand gefunden, aus dem affreuserweise hervorging, daß er diese Person zu ehelichen gedachte. Eine Bürgerliche! Zum Haarausraufen war das.

Sie fiel über diese Entdeckung nicht in Ohnmacht, wie ihr Sohn das gefürchtet hatte, und der gute van Swieten brauchte nicht seine Hoffmannschen Tropfen an sie zu verschwenden. Der, auf den dieser Schwächeanfall einzig und allein berechnet sein konnte, war ja nicht da. Ernst Christoph raufte sich irgendwo mit den Preußen herum. Und dem alten Baron imponierten diese Ohnmachten schon seit einem Vierteljahrhundert nicht mehr. Selbst die gute Grand'mère pflegte, wenn die Rabin ersterbend auf ein Sofa sank — niemals daneben —, mit fröhlicher Bosheit zu mahnen: „Marie-Luise, du wirst dir die Robe und die Frisur derangieren."

Aber herausbringen mußte sie, wer diese Person war. Hastig durchstöberte sie die Lade ihres Sohnes. Das war keine Mühe. Fürs Schreiben hatte Ernst Christoph nichts übrig. Selbst aus dem Felde kam nur alle heiligen Zeiten ein sechs Zeilen langer Brief. Daß das Wetter gut oder schlecht sei und er selber gesund. Um so schwerwiegender und bedrohlicher war dieses fast vier Seiten lange Konzept.

Im Sekretär fand die Rabin nichts. Dafür in der Tasche seines neuen weißen Reitermantels, den er nicht ins Feld mitgenommen hatte, einen Zettel mit dem Vermerk: bei der Kerzelmacherei des Aloisius Brand für Lebzelten und Kerzen 17 Gulden und 23 Kreuzer. Brand, da hatte sie es ja! Die Tochter von einem Kerzelmacher war also die künftige Schwiegertochter. Und zu so haarsträubender Verschwendung hatte ihn die Kanaille auch noch verleitet!

Das Briefkonzept wie eine Fahne schwingend, stürmte sie in das Zimmer ihres Mannes, der gerade am offenen Fenster eine Patience legte. Sie schien verzwickt zu sein, denn der alte Baron gab lange keine Antwort, als sie mit allem Stimmenaufwand trompetete: „Auf Euren Stammhalter könnt Ihr Rabenaus Euch was einbilden!" Der Baron kraulte sich den schmalen, hageren Schädel, legte eine Karte, nahm sie wieder auf, suchte eine andere. Dann erst antwortete er: An dem Zustandekommen dieses mißratenen Reises warst du meines Wissens nicht ganz unbeteiligt, ma chère . . . Na, was ist denn los mit dem Christel?"

Der Baron setzte seine Brille auf und durchflog das Schreiben: „Und deswegen diese Emotion, meine Liebe?"

Aus der Haut könnte man fahren bei deiner phlegmatischen Humeur! Eine Bürgerliche!"

Ihr Mann zuckte mit der Achsel: „Glaubst du, daß ich als Leutnant, ehe ich in dir das Glück meines Lebens fand, keiner Bürgerlichen die Cour geschnitten habe? Das Mädel wird halt hübsch sein . . ."

Die Rabin krächzte: „Kannst du nicht lesen? Er will sie doch heiraten!"

„Das gibt sich schon wieder. Uebrigens hat die Demoiselle ohnehin nicht viel Chancen, fürcht ich. Du weißt doch, daß die Kaiserin den Christel à tout prix mit der Hartenberg verheiraten will. Erst vor zehn Tagen hat sie mir das wieder nahegelegt. Wenn du also sonst keine Sorgen hast . . ." Er hob mit den spitzen, schon ein wenig zittrigen Fingern den Treffbuben ab und legte ihn auf den Treffzehner.

Die Rabin flatterte erbost in ihr Zimmer, riß am Glockenzug. Aber es dauerte ihr wohl zu lange. Sie fegte ins Stiegenhaus und rief: „Die Sänfte! Aber tout de suite!"

Aus der gegenüberliegenden Türe trat gerade die Grand'mère. Sie trug eine Nähschachtel. Auf ihren schwarzen Krückstock gestützt, kam sie näher: „Warum so echauffiert? Uebrigens bonjour, Marie-Luise!" Sie sagte es ein wenig spöttisch. Die beiden hatten einander heute noch nicht gesehen."

„Pardon Grand'mère, aber ich bin außer mir."

„Das kann ein Blinder sehen und ein Tauber hören." Sie zog die Türe hinter sich zu.

„Der Christl will die Tochter vom Kerzelmacher bei Sankt Stephan heiraten." Sie hielt ihr den Brief hin.

„Quel malheur! Da bekommt ihrwenigstens die Lebzelten billiger für Euren Fasching."

Marie-Luise wurde zornig: „Mit euch Rabenaus kann man nicht vernünftig reden."

„Warum hat Sie dann einen geheiratet, wenn Ihr an ihnen nichts recht ist? . . . Eh bien, what will she?" Marie-Luise.

„Dem Frauenzimmer meine Meinung sagen!"

„Pauvre petite!" Die kleinen Augen der Greisin zwischen den hundert kleinen Fältchen blitzten belustigt.

Ein alter Diener in kaffeebrauner Livree, die an der Grenze zwischen Patina und Schäbigkeit war, meldete die Sänfte. Die Rabin rauschte hinaus. Unten auf der Straße befahl sie: „Zum Kerzelmacher am Stephansplatz!"

In schwarzem Kleide, mit kerzengradem Oberkörper saß sie in der dunkelgrünen, hochrot gepolsterten Sänfte. Abweisend und streng durch ihre Lorgnette blickend nickte sie nach rechts oder links, wenn irgend eine Bürgerskanaille, ein Handwerker, ein Lieferant sich ehrerbietig vor dem Wappen der Rabenau verneigte. Marie-Luise von Rabenau war noch immer eine imponierende, fraulichе Erscheinung. Die Person konnte sich freuen! Selten ihr einer einen Fall nennen, in dem sie nicht ihren Willen durchgesetzt hätte! Aber wieso kam sie eigentlich dazu, sich mit diesen Frauenzimmern abzugeben? Damit die Person dann überall herumerzählte, daß die Frau Baronin vor ihr einen Kniefall habe tun müssen, um den Herrn Leutnant wieder loszuweisen. Kniefall würde es zwar, weiß Gott, keinen tun. Aber man kannte doch das Pack. Aergerlich trommelte sie mit der Lorgnette an die Scheibe. Der vordere Träger wandte den Kopf. Die Rabin befahl: „In die Burg!"



Daß ihr das nicht gleich eingefallen war! Ihr Mann, dieser alte Esel, hatte sie doch daran erinnert, daß die Kaiserin den Christel à tout prix mit der kleinen Hartenberg verheiraten wolle. Da brauchte sie der Kaiserin doch nur zu sagen, daß dieses Frauenzimmer ihr bei ihrem Plan ins Gehege kam. Dann würde diese Affäre sehr rasch zu Ende sein. Zur Kaiserin selbst würde sie ja heute wohl nicht kommen. Aber es genügte, wenn es die Khevenhüller, die Oberhofmeisterin, erfuhr. Sie und die Rabin waren ja Freundinnen noch vom Kloster her. Giftgeladen und siegesgewiß ging die Rabin die Marmorschalltreppe hinauf. Die Lebzelterin würde sich wundern!

(Fortsetzung folgt.)

Egon und die Odaliske

Faschingserzählung von Ell Wendt

Anläßlich seines ersten Münchner Faschings ging Egon hin und erwarb einen runden schwarzen Hut, ein Paar riesige güldene Ohrringe und eine rote Seidenschärpe. Mittels dieser Utensilien gedachte er sich in einen feurigen Spanier zu verwandeln und auf der „Nacht der Nächte" im Deutschen Theater die Frauenherzen im Sturm zu erobern.

„Mensch", sagte Rudolf, während er Egon wollige, schwarze Koteletten zur Aufhöhung seiner Erscheinung ins rosige Gesicht klebte, „ich sehe schwarz für dich. Spanier sind nicht mehr gefragt. Ich an deiner Stelle würde den Frack anziehen und den feinen Herrn spielen." Egon jedoch, sonst von nachgiebiger Gemütsart, zeigte sich unbelehrbar. Wie die meisten Menschen trug er ein Idealbild im Busen, dem er zu gleichen wünschte, und da er klein, rund und rosig war wie ein Marzipanschweinchen, ging seine Sehnsucht dahin, düster und dämonisch zu wirken, Eigenschaften, die er am vollkommensten im Spanier verwirklicht sah.

Er stülpt also den runden Hut auf seinen kurzgeschorenen Kopf, hing sich die güldenen Ohrringe um die Ohren und stellte die Verbindung zwischen seiner Smokinghose und einem weißen Sporthemd mit der roten Schärpe her. Also angetan rief er seine Wirtin, Frau Natterer, herbei und funkelte sie verwegen an. „Oh mei, der Herr Polster", verwunderte sich die Brave, „pfundig schauens aus! Wie ein leibhaftiger Torero! Da wern's sei Glück haben bei die Madln!" „Glauben Sie wirklich?" fragte Egon, von plötzlichen Zweifeln bedrängt. „Aber freili", bekräftigte Frau Natterer, „da dürfens nur die Frau Zorngiebl fragen. Gestern noch hob i zu der gsagt, der Herr Polster, hob i gsagt, die wo den kriagn tut, is fei net betrogen." Egon lächelte seinem Spiegelbild ermutigend zu, dann zog er seinen Wintermantel über das Spanische, verhieß der wackeren Frau Natterer, heute gehe er ganz groß los, und entschwand.

Als Egon den Saal betrat, war das Fest in vollem Gange. Verwirrt und geblendet blieb er am Eingang stehen. Der große Raum war in einen Zaubergarten aus Tausend und einer Nacht verwandelt. Bunte Riesenblumen rankten sich um Ränge und Balustraden, in der Mitte der Tanzfläche gab es einen goldenen Märchenbaum, an dem schimmernde Blüten und Früchte hingen. Um ihn herum wirbelten Hunderte festestrunkener Menschen im Spiel des unaufhörlich wechselnden Lichtes. Sehr bald entdeckte Egon, daß Spanier stark in der Minderzahl waren. Also hatte Rudolf doch recht gehabt, als er ihm riet, den Frack anzuziehen? Egon fühlte nichts von der inneren Aufgelockertheit, die er sich von der Wahl seines Kostüms versprochen hatte; das Bewußtsein, klein, rosa und rundlich zu sein, fiel mit der vollen Wucht einer unangenehmen Tatsache über ihn her. Nie würde es ihm gelingen, eine jener schönen Frauen zu erobern, die, in köstliche Stoffe gehüllt, lächelnd in den Logen saßen. Er fühlte sich inmitten des fröhlichen Trubels einsam wie auf einer Insel im Weltmeer und wünschte sich insgeheim hundert Meilen weit fort.

In diesem Augenblick tauchte neben ihm ein Mädchen auf. Es trug grüne, duftigzarte Pluderhosen, goldene Sandalen an den kleinen Füßen, und seine obere Hälfte war anmutig mit einem grüngoldenen Stoff umwunden. Unter einem perlengeschmückten Turban quoll ein Kranz kastanienfarbener Locken hervor. Alles in allem sah sie bezaubernd aus.

Egon fühlte sich neu belebt. Jetzt oder nie, dachte er und beeilte sich, einem Inder in weißem Burnus mit kohlschwarzem Kräuselbart zuvorzukommen, den er auf das grüne Mädchen zustreben sah. „Gestatten", sagte er höflich und machte eine vollendete Tanzstundenverbeugung. Das Mädchen sah ihn verwundert an, dann legte es seinen Arm in Egons Arm und ließ sich zum Tanze führen.

Eingekeilt in eine schiebende, drängende Menge, gepufft, gestoßen und auf die Füße getreten, fühlte sich Egon gleichwohl wie im Himmel. „Olé", schrie er begeistert und kam sich ungeheuer spanisch vor. Die Hand auf dem angenehm Weichen zwischen Brusttuch und Gürtel seiner reizenden Partnerin, steuerte er sie nach Beendigung des Tanzes einer kleinen, verschwiegenen Loge zu, entschlossen, den ganzen Abend nicht mehr von ihr zu lassen.

„Uff", seufzte das Mädchen in Grün und fächelte sich mit einem winzigen Seidentüchlein Luft zu, während Egon mit der Miene eines Grandseigneurs Sekt bestellte. „Ihr Wohl, bezaubernde Odaliske", sagte er und hob sein Glas. Seine Partnerin umfaßte ihn mit einem prüfenden Blick. „Sie wollen ein Spanier sein?" erkundigte sie sich und fügte wehmütig hinzu: „O mei, da fehlts weit." Egon, obwohl unbewundert in der bayrischen Mundart, begriff. Von einem Spanier durfte man mit Fug leidenschaftliches Ungestüm erwarten. Sollte sie haben! Sein Herz unter dem weißen Sporthemd schlug ein feuriges staccato. Näherrückend, ergriff er die Hand des Mädchens und küßte sie; ja, er wagte es sogar, einen Kuß auf ihre verlockende Schulter zu drücken. „Ihren Namen, holde Maske", forschte er heiser. Das Mädchen sah ihn belustigt an. „Mimi", entgegnete es trocken, „übrigens sagt man sich du im Fasching." „Umso besser, umso besser", rief Egon und wollte wissen, ob er Aussicht habe, Mimi ein ganz klein wenig zu gefallen.

Mimi seufzte; ihr Blick glitt träumerisch in den Saal über die Tanzenden. „Mein Typ bist du eigentlich nicht", gestand sie, „aber —" sie belebte sich jäh, ihre dunklen Augen funkelten, „— du, ich hab eine Idee!" „Nun?" forschte Egon, eifrig bestrebt, einen weiteren Kuß auf das entzückende Grübchen in Mimis linker Wange zu landen. „Siehst du den Türken dort, der mit der grauslichen Colombine tanzt?" „Ja", sagte Egon verständnislos, „warum findest du sie grauslich?" „Sie ist grauslich", bekräftigte Mimi mit Nachdruck, „ein Luder ist sie, ein ganz miserables!" Egon ging ein Licht auf. „Du bist wohl eifersüchtig, mein Schatz?" „Eifersüchtig? Ich? Mimi lachte hohl, „Keine Spur! Wo käme man denn da hin, wenn man auf so einen Fetzen eifersüchtig sein wollte! Aber nun paß auf: Wenn die Beiden uns hier sitzen sehen, dann nimmst du mich in den Arm und küßt mich, aber richtig, hörst du, nach Strich und Faden. Und dann wirst du etwas erleben!" „Was werde ich erleben?" fragte Egon, von bösen Ahnungen erfüllt. „Er wird dir den Schädel einschlagen wollen", verhieß Mimi begeistert. „Um Gotteswillen — —" „Aber ich werde es nicht zulassen", beschwichtigte Mimi. „Hoffentlich", seufzte Egon; er konnte nicht umhin, der Entwicklung der Dinge mit Besorgnis entgegenzusehen. Der Türke war von riesenhafter Statur, es bestand wenig Aussicht, daß Egon in einem Zweikampf gegen ihn Sieger bleiben würde.

Aber es galt, sich als Spanier und Kavalier zu beweisen. Mimi verfolgte mit der Aufmerksamkeit eines Ringrichters beim Boxkampf, wie der Türke, die Colombine am Arm, näher schlenderte. „Jetzt", rief sie und rannte Egon ihre kleine Faust zwischen die Rippen. Egon griff mit dem Mut der Verzweiflung nach Mimi, seine Lippen suchten die ihren, dann küßte er sie — — richtig — — nach Strich und Faden — — Als er heiß und verwirrt aus einer Art von süßem Nirwana emportauchte, sah er geradewegs in das Gesicht eines baumlangen Burschen mit einem roten Fez auf dem Kopf. Er hatte die Arme auf die Brüstung der Loge gelegt und lachte aus vollem Halse. „Servus, Mimi", sagte er, „hats geschmeckt?" Mimi funkelte ihn zornig an. „Großartig", sagte sie mit Betonung, aber sie konnte es nicht hindern, daß ihre Stimme zitterte. Der Türke legte zwei Finger an seinen Fez. „Alsdann", sagte er lachend und wünschte weiterhin viel Vergnügen allerseits.

Eine Weile herrschte beklommenes Schweigen in der kleinen Loge. „Er hat mir nicht den Schädel eingeschlagen", sagte endlich Egon bekümmert. Mimi schluchzte laut auf. „Es ist eine Gemeinheit", sagte sie. „Daß er mir nicht den Schädel eingeschlagen hat?" fragte Egon und trocknete Mimis Tränen mit seinem Taschentuch. „Nein", Mimi schüttelte heftig den Kopf, „Du — bist — ein lieber Mensch", stieß sie zwischen zwei Schluchzern hervor.

Egon lächelte, mild und freundlich wie der gute Mond im Bilderbuch. Er bettete Mimis Kopf an seine Schulter und fütterte sie mit Sekt und guten Worten. Während er Tröstliches in sie hineinsprach, sah er den langen Türken seine Colombine mit schleichenden Schritten durch die Fährnisse eines Tangos steuern. „Gehn wir ins Bierstübl", schlug er vor; er erhoffte von einem Ortswechsel, verbunden mit dem Genuß sanft aromatischer Weißwürste, Linderung für Mimis Kummer.

Mimi schnaubte energisch in ihr unbeträchtliches Taschentuch. „Er verdient es nicht", sagte sie dunkel. Egon schwieg taktvoll; er spießte ein Stückchen senfbestrichener Weißwurst auf eine Gabel und schob es behutsam in Mimis Mund.

Nach der dritten Weißwurst vertraute Mimi Egon an, sie habe sich entschlossen, die unselige Neigung zu Gustl, dem Türken, aus ihrem Herzen zu reißen, da er ihrer nicht würdig sei. Anschließend begehrte sie zu wissen, was Egon dazu meine —

Es ist nicht leicht für einen Mann von Ehre und Gewissen, einen offenen Vorteil skrupellos auszunutzen. Egon bewies ein beträchtliches Maß von Loyalität, indem er zu bedenken gab, die Untreue des Türken Gustl sei möglicherweise nur scheinbar und vorübergehend. Mimi schüttelte so heftig den Kopf, daß die Perlen an ihrem Turban leise klirrten. „Nein", sagte sie mit der Düsterkeit, die endgültige Entscheidungen zu bestegeln pflegt.

Gerührt legte Egon den Arm um ihre sanft gepolsterte Mitte und näherte sein Gesicht dem ihren. „Nimm die Dinger ab", forderte Mimi unter Hinweis auf die schwarzwolligen Koteletten und meinte, nachdem es geschehen war, so gefalle Egon ihr schon viel besser.

„Man sollte überhaupt nicht so viel auf das Aeußere geben", sagte sie nachdenklich.

Egon, an seinem empfindlichsten Punkt getroffen, lächelte schmerzlich. Mimi aber bog seinen Kopf zu sich herunter und küßte ihn herzhaft mitten auf den Mund. „Mein kleiner Spanier", sagte sie, und das Lächeln, mit dem sie diese Worte begleitete, war voll Wärme und Sympathie. „Ja, es schien dem beglückten Egon sogar, als liege eine ganz kleine Verheißung für die Zukunft darin.



Traum vom Prinzen Karneval (Scherl-M.)

DIE MASKE VON WERNER OELLERS

Schnee stand in weichem Gerieſel über der nächtlichen Stadt. Hinter seiner weißen Verschleierung huschten die Heimkehrer schattenhaft, gespenstisch und lautlos auf seinem sänftigenden Teppich.

Aus den Scheinwerfern eines vorüberfahrenden Kraftwagens stürzte für Sekunden Licht über das Gesicht einer Frau, einsam an einer Straßenecke. Wie aus weiter Ferne hergezaubert, ein winterliches Wunder voll Schönheit und Anmut, ein Einbruch auch von verhaltener Trauer, stand es unvermittelt vor den Augen Wolfs, des Studenten: Ganz klar und weiß; große, dunkle Augen unter einem dichten Kranz ungeschützten, nun leicht beschneiten Haares; von edlen und strengen Formen. Unter dem schwarzen Ueberwurf glänzte, bis zu den brokatenen Schuhen hinabreichend, weiße Seide eines festlichen Kleides, und von der Hand der Frau baumelte, wie spielerisch, an kurzer Schnur ein dunkles Etwas — eine Maske.

Das also war das Bild, das von den Augen her sogleich bis ins Innerste des Studenten einbrach, so wie Blitzlicht die Hintergründe der Finsternis in Sekundenschnelle unverlierbar auf eine Platte bannt. Im selben Augenblick auch fühlte er schon die Bewegung seines Herzens, eine jähe Welle, die wärmend über ihn stürzte, nicht minder aber auch die Anteilnahme an einem Schicksal, das ein edles Gesicht mit der Strenge des Leides zeichnet und das noch der Verlassenheit eine Maske in die Hand drückt.

An einem noch erleuchteten Schaufenster stehenbleibend, spürte der Student aus dem einer Taxe zugewandten Gesicht der Frau ihre Unschlüssigkeit, ob sie den Wagen nehmen solle oder nicht. Sie war ohne Handtasche, vielleicht auch ohne Geld. Würde er das Wagnis wagen dürfen, der nun wieder in Dunkelheit Gehüllten seine Hilfe anzubieten? Da sah er, wie der Schatten sich bewegte und halbschnell davonging.

Es war auch sein Weg, und so entschlug es ihn der Mühe, vor sich selber zu rechtfertigen, daß er ihr folgte. In einem Abstand, der ihre hohe, schlanke Gestalt, ob auch verwischt, noch erkennen ließ, ging er hinter ihr her, und mit ihm ging die weiße, ein wenig leidvolle Klarheit ihres Gesichts, das ihn plötzlich an Frauenbildnisse alter Meister erinnerte.

Von der obern Straße her kam verhaltener Lärm durch die Dunkelheit gewandert, und als sie näherkamen, gewahrte er unter einer Lampe eine Reihe Masken in fröhlich-ausgelassener Schneeballschlacht. Mag nun die Schuhlosigkeit der Frau, mag die Maske in der Hand ihren Uebermut gereizt haben, plötzlich brachen sie aus heimlichen Getuschel hervor, umringten, sich an den Händen haltend, die Frau und umtanzten sie in wirbelndem, singendem Reigen.

Kaum daß der Student die hilflose Gebärde der Einsamen begriff, kaum daß er bedachte, was er tat, stürzte er vor, durchbrach die Reihe, stand, wie hergeweht, hochaufgereckt zwischen den Masken, hob befehlerisch seinen Arm und seine Stimme: „Bitte, lassen Sie das! Die Dame — hat ein Unglück gehabt."

Er hat auch später nie sagen können, wie ihm das Wort von den Lippen kam. Alles geschah traumhaft und unwirklich, in einer erregenden Besessenheit des Herzens, in aller Ferne des Verstandes. Er sah die Hände der Tanzenden sich lösen, sah Masken von plötzlich ernsten Gesichtern gleiten, spürte, fast erschreckend, den Abgrund der Stille, der sich auftat, und gewahrte dann vor sich das weiße, klare Gesicht, einen warmen Blick dunkler Augen unter verschneitem Haar.

„Verzeihung", murmelte er und nahm seinen Hut ab. „Wenn ich darf, werde ich Sie gern begleiten." Und ohne zu merken, daß ihn der Anblick der großen Augen plötzlich in seine Sekundanerjahre zurückwarf und ihm ein knabenhaftes Wort in den Mund legte, fügte er mit unsicherer Stimme, ein wenig verschämt, hinzu: „Ich werde still neben Ihnen gehen."

Für eine Weile standen sie schweigend in der Gefangenschaft ihrer Blicke, und es fühlte der Student, daß seine Wangen sich röteten und bittende Hilflosigkeit in seine Augen schlich. Wie im Traum hörte er die Antwort einer dunklen Stimme:

„Ich darf Sie sehr darum bitten."

Dann gingen sie ohne ein weiteres Wort, nur das zage Knirschen des Schnees zu ihren Füßen füllte die Stille. Und nachher eine Bitte, leise dargebracht wie ein Geheimnis und empfangen wie alle Herrlichkeit der Welt:

„Bitte, geben Sie mir Ihren Arm!"

Durch Kleid und Ueberwurf fühlte er die weiche Wärme ihres Körpers, und ein heißer Schauer durchtoste ihn. Die starren Gesichter der Häuser, die Bäume am Straßensaum, die dunkeln Schatten der Vorübergehenden, sie schwammen an ihm vorbei, unbesehen und unbeachtet. Von Schneewänden umstellt, von Dunkelheit umhütet, war er hineingegeben in ein kaum ertragbares Glück, und nur ein einziger Gedanke blitzte in den Ueberschwang: Daß es kein Ende nehmen möchte.

Eine Frage erst schreckte ihn wieder in die Wirklichkeit: Sie wolle in die Sibyllenstraße; ob er des Weges sicher sei?

Da wußte er, daß sie fremd war in der großen Stadt. Er durfte sie schützen, er durfte sie führen, er durfte ihr seinen Arm leihen. Ihr gegeben im Leid, ihr zugetan in der Unbill feindlicher Witterung, spürte er ein Drängen, den weichen, warmen Arm zu drücken und an sich zu pressen. Doch er wagte es nicht, daß es das Glück nicht zerbreche.

Der Duft ihrer Kleidung, das Knistern der Seide wehte ihn an; betörend. Sacht knirschte der Schnee unter den Füßen, der Wirbel der Flocken tanzte in Schauern. Einmal schüttelte die Frau den vornüber geneigten Kopf und stäubte mit der Rechten (die immer noch die Schnur der Maske hielt) den Schnee aus dem schwarzen Haar.

Vor einem Hause in der Sibyllenstraße blieb sie stehen und bat ihn, ein wenig zu warten. Er sah ihre Gestalt, blitzende Seide unter dem schwarzen Ueberwurf, durch die Haustür gleiten und sah die Tür sich schließen, fast ohne Geräusch. Da stand er nun allein, in erregender Wirrnis. Er nahm den Hut ab, bog den Kopf in den Nacken und ließ die brennende Kühle der Flocken niedergehen auf die Stirn, auf Augen und Mund. Hinter den geschlossenen Lidern sah er wieder das weiße, schmale Gesicht, und die Wärme des Frauenkörpers durchwogte ihn aufs neue. Einst hatte eine Gräfin Eboli von der Bühne her das Herz des Jungen gequält, und nun spürte er, nach Jahren, wiedermals den Ueberfall der Schönheit und Makellosigkeit, den Rausch reiner, verzehrender Leidenschaft. Wollte es ihm nicht endlich gelingen, zu lächeln; zu lächeln über sich selbst, verstehend, doch auch mitleidig?

Dann ging die Tür wieder auf, und in ihrem Rahmen erschien die Erwartete, in Hut und Mantel und Straßenschuhen jetzt, ohne den blitzenden Rand der Seide, einen schmalen Koffer in der Hand. Laut schlug die Tür hinter ihr ins Schloß, der Schlüssel war drinnen geblieben.

In einer halben Stunde fahre ein Nachtzug, sagte die Frau; den wolle sie nun benutzen. Der Student spürte hinter dem „nun" die veränderten Umstände, spürte dahinter das Geheimnis der Nacht, das in die Flucht mündete. Er nahm ihr den Koffer ab, sie nahm seinen Arm, dann gingen sie wieder schweigend durch den wirbelnden und knirschenden Schnee.

Die Drangsal war groß wie das Glück. Die Frau mochte es ahnen und so wehrte sie ihm nicht das Letzte der flüchtigen Stunde. Wieder schlich bittende Hilflosigkeit, er fühlte es, in sein Gesicht, als der Zug in die Halle donnerte, und er spürte ihre stillen, weichen Worte, ob er sie gleich nicht begriff, bis auf den Grund seines Innern fallen wie in einen Brunnenschacht: „Sie sagten, mein Freund, ich habe ein Unglück gehabt. Es war wohl ein Unglück; doch es war auch ein Glück. Ich danke Ihnen viel."

Er fühlte ihre kühlen Hände an seinen Wangen, sah wie durch einen Schleier ihr weißes Gesicht dicht über dem seinigen, atmete für eines Herzschlages Dauer seinen erregenden Duft und fühlte dann ihre Lippen flüchtig auf seiner Stirn. Groß und hilflos starrten seine Augen auf das Schlußlicht des Zuges, das eiligst, immer kleiner werdend, davonlief, bis es von Schnee und Dunkelheit vollends verschluckt war.

Als er sich, einsam auf dem nächtlichen Bahnsteig, zum Gehen wandte, bemerkte er die Schnur in seiner Hand, die leblos baumelnde Maske. Eine Weile schaute er auf sie wie auf ein Gespenst und hob sie dann flüchtig an sein Gesicht. Erst einige Tage später wollte er sich erinnern, daß sie sie ihm zurückgelassen hatte, ehe sie in das Haus der Sibyllenstraße ging.

Maskenball

Eine Phantasie zwischen Mitternacht und Morgen

Von Hans Reetz

Mit springenden Blicken hüpft dein Auge wie über ein Meer von Glanz und Licht, von Farben, Schein und Widerschein. Und dein Ohr ist erfüllt von dem Schwall der Töne, Stimmen und Geräusche, der mit dem warmen Atem an den Wänden des Saales emporschlägt und die riesigen Vorhänge unaufhörlich bewegt, die ganze Nacht. Die Luft ist wie geschminkt. Und wenn man oben am beglänzten Geländer der Balustrade lehnt, sieht man wie auf ein gemaltes Bild.

Musik, Farben und Gebärden, Gaze, Flitter und Klingklang; vor allem Masken, Masken, Masken, das ist für die nächsten Stunden eine Welt, in der du dich wohlfühlst. Und wenn du deine ältesten Freunde nicht mehr wiedererkennst, deine neuesten Bekannten dir aber bereits als uralte Freunde vorkommen, dann ist der Augenblick da, wo du dich zuversichtlich dem Ueberschwang deiner Phantasie überlassen solltest. Denn dann bist du eingegangen in die Welt der Masken und Kostüme, in der alles verwandelt erscheint und verkehrt, in der alles gilt und nichts. Sie treiben wie ein Meer an dir vorbei: Bebänderte Winzer und Winzerinnen; pußtafarbene Zigeuner, gemalt in den Farben der Liebe und Melancholie; großhosige Landsknechte; Lederstrumpfindianer; Seematrosen aus St. Pauli; Geishas, mit den Septemberchrysanthemen Yoshiwaras im blauschwarzen Haar; Kaminfeger, die überaus schwarz sind von Gesicht und Herz; schmachtende Troubadours . . . Und dann das laute und fröhliche Heer der Possenreißer und Fopper, der Aufschneider, Spaßmacher und Narren, der Räuber, Riesen, Dickköpfe, Langnasen und Fratzen. Ein jeder ist großartig übertrieben, unkenntlich und namenlos. Denn so will es der Sinn der Fastnacht . . .

Plötzlich schlägt eine Maske vor dir das Gelächter des Uebermutes an. Damit bist auch du angerufen und aufgefordert dem schönen Schein, der Heiterkeit des Nutzlosen und dem verrätselten Wirrwarr des Herzens zu folgen. Du folgst. Die Musik, die von der Estrade herunter wie ein Wasserfall in die Menge stürzt, schwemmt auch dich, wenigstens für diese Nacht, herunter von dem vermeintlichen Boden alles Wirklichen. Damit scheinst du durchaus zufrieden zu sein; denn soeben, da die Musik aufs neue beginnt, sieht man dich mit einer rautengestreiften Colombine in dem verworrenen Gewimmel der Tanzenden verschwinden und bald auf und bald abtauchen in der wogenden Menge der Masken und Kostüme.

Dann geht ein Tanzen, ein Singen und Wiegen, ein vergeudendes Schwärmen von Gefühlen an, eine großbewegte Sehnsucht, von Liedern und getanzten Takten, ein Rausch, in dem die Herzen aufflammen zu einem einzigen Brand! Und auch in dir rauschen plötzlich die alten schönen Gefühle auf; und in deinen Beinen zuckt der ewige Rhythmus des Tanzes.

Während ihr also tanzt und tobt, steigen die Karnevalsgeister herauf. Sie streifen umher und nehmen von allem Besitz, was es zu besitzen gibt; und niemand vermag sich ihnen zu entziehen. Bald seid ihr alle nichts weiter als Ornament und Spiel, als Laune und Reflex im Reich des Tanzes, der Töne und Gebärden . . . Der Ueberschwang ist über die Welt gekommen und füllt eure Herzen und verklärt eure Augen. Aus euren Beinen wird Musik und eurem Gemüt entsteigen die ungeschriebenen Verse der Sehnsucht. Eure verwinterten Herzen brechen auf gleich den Knospen im Frühling.

Und endlich, mitten im lustigsten Radau, wenn du auf der Höhe des Glückes angelangt bist, wenn alle dir Freund und vertraut geworden sind, wenn deine Phantasie sich der letzten Zügel entschlagen hat, dann wird dir der Sinn und Uebersinn dieses Schauspiels aufgehen: Vor dem Auge deiner Phantasie wird sich der Festsaal zur Festlandschaft weiten. Triumpftore werden sich auftun, überaus geschmückte Festwagen hereinschwanken, Herolde voranreiten und Bannerträger, Wimpelreiter und Blechmusik! Und alles wird sein wie ein einziger Hymnus, der auf Rosenwolken dahinstürmt rund um den Erdball. Unter flatternden Girlanden und Fahnen, unter Wasserfällen von Brokat, wird alles hereinziehen, was es je an fröhlichen Menschen gegeben hat und gibt. Und ihr werdet die alte Weltensehnsucht, den prahlenden Triumpf aller Feste hoch und noch höher an die Wolken schreiben: Freude!

Lächelnd begrüßt du Lächelnde, berauscht, Berauschte.



Spottlacknerin und Roller

Ein Tiroler Fastnachtsbrauch.

Die „Spottlacknerin", das Sinnbild des Maishaues und ein „Roller", eine uralte Tiroler Volksfigur, haben ein „Opfer" gefunden, das nicht mitmachen will.

Mädel werken und schaffen.

Sie dienen der deutschen Familie.

Arbeitsmaiden bei der Arbeit und in der Freizeit.

Ein neuer Frauentyp.

Wer kennt sie nicht, die sogenannte „höhere Tochter“? Jene unglückselige Erscheinung eines bürgerlichen Zeitalters und seiner von sentimentalen und schwärmerischen Gefühlen bestimmten Erziehungsmethode. So war es doch: nach der Schulzeit besuchte „sie“ das Pensionat, es gehörte zum „guten Ton. Dort bekam die höhere Tochter den letzten Schliff, indem sie die Tasten des Klaviers mit zarter Hand zu bewegen lernte, sich mit französischer Konversation beschäftigte, vielleicht auch mal etwas malte, kurzum, zur Lebensart der „feinen Leute“ erzogen wurde. War die Pensionszeit vorbei, so tauchte das Mädel wieder in der Heimat auf und — wurde der Schrecken aller Junggesellen. Sie ging daran, sich einen Mann zu suchen. Das war nicht immer leicht; aber schließlich glückte es doch bei der Tanzstunde oder auf Tanzveranstaltungen unter der bewährten Obhut der Frau Mama mit „Ballgeflüster“ und ähnlichen Scherzen einen mehr oder minder passenden Lebensgefährten in guter Position — der pensionsberechtigte Beamte erhielt den Vorzug — zu finden. Das war der Typ jener Mädel, wie er uns in kitschigen Romanen und Büchern als Idealbild des Mannes vorgestellt wurde. Das war einmal. Die Mädel von heute sind andere geworden. Sie haben eine andere Auffassung vom Leben, die tiefer dringt als schwärmerische Gefühle und von den völkischen Erkenntnissen und Lebensnotwendigkeiten eines Volkes durchtränkt ist. Es ist müßig, aufzuzeigen, wie groß und gewaltig die Wandlung ist, die auch auf diesem Gebiete vom Nationalsozialismus bestimmt und bewirkt wurde. Der Begriff schwärmerischer, sentimentaler Erziehung hat einer neuen Auffassung von der Erziehung des deutschen Mädels Platz machen müssen. Sie ist bei den Mädeln der Bedeutung und Stellung der Frau angepaßt, wie sie ihrem Wesen und ihrer natürlichen Bestimmung gemäß ist. Ein neuer deutscher Frauentyp ist im Entstehen. Im BDM und — hier tritt er am augenfälligsten in Erscheinung — in den Mädeln, die durch die Schule des Arbeitsdienstes für die weibliche Jugend gegangen sind, wo sie für ein bewußtes Leben in der Gemeinschaft geschult und erzogen werden. Und im Arbeitslager, in Kindergärten oder kinderreichen Bauernfamilien, dort, wo die Lage überlasteter Siedler- und Bauernfrauen ihren Einsatz erfordert, findet die Arbeitsmaid ihr Betätigungsfeld und erobert sich ihren freien Platz in der Gemeinschaft. Hier wächst ein Frauengeschlecht gesunden, disziplinierten Jugend, die ihre freiwillige Einordnung und ihr Schaffen und Streben für die größere Gemeinschaft, das Vaterland, als letzte und größte Verpflichtung erkannt hat. 36 Arbeitsmaiden, eine Lagerführerin und ihre drei Gehilfinnen beherbergt das geräumige Haus. Ein mit wenigen Mitteln erstellter Umbau hat es für den weiblichen Arbeitsdienst zweckdienlich gemacht. Drinnen hat der Geist dieser neuen Jugend die Räume gewandelt und ihnen eine eigene Note gegeben. Neben den für die Lager gelieferten einheitlichen Möbeln haben sich die Mädel in ihren Bastelstunden die Räume gestaltet. Selbst hergestellte formschöne Lampen erhellen die Räume, Decken, Kissen, Vorlagen und Wandbekleidungen eigener Entwürfe geben jedem Zimmer und den großen Gemeinschaftsräumen ein völlig neues Gepräge. Geräumig und luftig sind die Schlafräume des inmitten grünender Felder stehenden Hauses. Vorschriftsmäßig mit allen Erfordernissen ist die große Küche eingerichtet, in der einige Mädel gerade mit der Zubereitung des Mittagessens beschäftigt sind. Auch ein Schweinestall gehört zu diesem Lager. Selbstverständlich, daß er auch das lebende Inventar beherbergt. „Ruth“ und „Renate“ nennen sich die etwa 200pfündigen Tierchen. Die Erklärung für diese Namensnennung erhalten wir bei der Besichtigung der Waschküche, wo gerade zwei Arbeitsmaiden dabei sind, der Wäsche ein neues und frisches Aussehen zu geben. Es sind Ruth und Renate, deren Hände so fleißig über das Waschbrett gehen, und diese beiden Arbeitsmaiden zeichnen auch für die Gewichtszunahme der beiden Borstentiere verantwortlich. Stolz und freudig erklären sie, daß das Schlachtfest steigt, sobald die Schweine ihr letztes Pfund Fett angesetzt haben, und eine ebenso stolze und lachende Antwort erhält man, als man sich danach erkundigt, wie es denn im Arbeitslager gefällt und ob die Arbeit nicht zu schwer ist.

Arbeitsmaiden im Dienst.

Jeden Morgen um dieselbe Stunde reichen zwanzigtausend Arbeitsmaiden deutschen Müttern die Hand und sind von diesem Augenblick an sieben Stunden lang treue Helferinnen von Bäuerin und Siedlersfrau. Um 7 Uhr beginnt die Arbeit bei den einzelnen im Umkreis von höchstens 5 Kilometer wohnenden Bauernfamilien. Wir suchen einige Mädel bei ihrer Tätigkeit auf. Die erste treffen wir bei der abgeräumten Mittagstafel, zusammen mit dem Ehepaar und einem Kind. Mit Anerkennung erzählt uns die Bäuerin von dem Fleiß und der Fürsorge, mit der ihre Arbeitsmaid im Hause hilft und sich besonders des kleinen Kindes annimmt, da sie selbst krank ist und kaum schwere Arbeiten schwer empfinden, so daß die allgemein vorgesehenen sieben Stunden außerhalb des Lagers schnell vergehen. Vielfache Einwände, die von einer Ueberanstrengung der Arbeitsmaiden sprachen, entsprechen nicht den Tatsachen. Davon konnten wir uns selbst überzeugen. Im übrigen gibt es Richtlinien über die Art der Aufgaben, die den Arbeitsmaiden zugemutet werden können, und eine der Sorgen der Lagerführerinnen bleibt es immer, etwaigen Beschwerden sofort abzuhelfen und sich ständig selbst davon zu überzeugen, was für Arbeiten die einzelnen Mädchen bei den Bauern- und Siedlerfamilien zu leisten haben und darauf zu achten, daß keine überspitzten Anforderungen an sie gestellt werden und ihre Leistungsfähigkeit nicht überschätzt wird. Dazu stehen ja auch die Mädel unter ärztlicher Ueberwachung, die eine Ueberbeanspruchung schon bald feststellen würde.

Die zweite Arbeitsmaid, die wir aufsuchen, treffen wir in einer kinderreichen Bauernfamilie an. Auch sie stammt aus der Großstadt, und doch hat sie sich überraschend schnell auf dem Lande eingelebt, fühlt sich, wie sie sagt, „so gut wie nie zuvor“ und will später die Führerinnenlaufbahn beim Arbeitsdienst einschlagen. Auch der Bauer, der uns mit Stolz berichtet, daß er Besitzer zweier Erbhöfe ist, die schon Jahrhunderte im Besitze der gleichen Familie sind, spart nicht mit Worten der Anerkennung. „Ich selbst stamme aus einer Familie von acht Kindern, meine Frau aus einer von sieben, und wir selbst haben bis jetzt fünf Kinder. Sie können mir schon glauben, daß es Sorgen und Mühe macht, die Liebe zu den Kindern nicht unter der vielen Arbeit ersticken zu lassen. Gerade darum sind wir dem Arbeitsdienst dankbar, daß er uns hilft. Zuerst war ja wenig Stimmung für den Arbeitsdienst bei den Bauern vorhanden, da man glaubte, die Mädel würden für die Arbeit auf dem Lande und in den Familien nicht geeignet sein. Jetzt aber ist es so, daß wir unsere Arbeitsmaiden gar nicht mehr missen können und die Lagerführerin nicht allen Anforderungen mehr gerecht werden kann, da ihr einfach die Mädel fehlen. Vor allem die Landfrauen mit größerer Familie, die in der Hochzeit der bäuerlichen Arbeit oft übermenschliche Arbeit zu leisten hatten, spüren die Entlastung durch die Arbeitsmaid am sichtbarsten. Beruhigt können sie außerhäuslich tätig sein, wissen sie doch, daß im Hause die Arbeitsmaid verantwortungsfreudig an ihrer Stelle schafft.“

Und so wie bei diesem Bauer ist es bei allen, die eine Maid vom Arbeitsdienst haben. Wenn man anfänglich der neuen Hilfe im Haushalt mit viel Mißtrauen gegenüberstand und sie überhaupt nur annahm, weil der Landarbeiterinnenmangel dazu zwang, so wollen die Bäuerin und auch der Bauer die Maid heute nicht mehr missen. Dankbar erkennen sie ihre Leistung an und stolz und glücklich sind sie schließlich auf ihre Maid, die ihnen bei ihrem schweren Tagewerk hilft und für die notwendige Entlastung durch ihren frohen Einsatz sorgt.

Wieder in fröhlicher Gemeinschaft.

Ist die Arbeit der Maiden geschafft, geht es zurück in das Lager. Der Arbeitsdienst erschöpft sich ja nicht ausschließlich in der Arbeit in den bäuerlichen Familien. Nein, der siebenstündigen Arbeitszeit folgt vielmehr das Zusammensein im Lager. Zunächst einmal wird — geschlafen. Eine Stunde Bettruhe schreibt der unerbittliche Dienstplan vor. Dann wird gemeinsam gebadet oder Sport getrieben, und den Abschluß des Tages bildet der Feierabend. Mit frohem natürlichen Sinn verstehen ihn die Mädel zu gestalten. Im Vorschulungslager Gohfeld erlebten wir einen Ausschnitt aus dieser Freizeitgestaltung.

Herrlich in einem sechs Morgen großen Park liegt das alte, ehemalige Herrenhaus. Frohsinn und ständige Einsatzbereitschaft haben aus diesem verfallenen Haus ein vorbildliches Lager geschaffen. An einer mächtigen Linde vorbei führt der Weg über eine Freitreppe in das Haus. Schöne alte Möbel, Truhen und Wandbretter, die von den Ravensberger Bauern den Maiden geschenkt wurden und von diesen durch Ueberholung und Neuanstrich wieder den Ausdruck altbäuerlicher Kunst zurückerhielten, unterstreichen im Innern die Tradition des Hauses. Der Geist aber ist ein anderer geworden; frisches Lachen der von ihren Arbeitsplätzen bereits zurückgekehrten Maiden erfüllt die großen Räume des Hauses. Mit frohem Singen und Musizieren, Tänzen und Reigen, der Aufführung von Stegreif-Märchen führt die Lagerführerin die Maiden zur neuen Gemeinschaft. Staatspolitischer Unterricht und Leibeserziehung wechseln im Dienstplan miteinander ab und legen beredtes Zeugnis ab von der vielseitigen Erziehungsarbeit, die an den Mädeln geleistet wird.

*

Die Mädel aber, die im freiwilligen Dienst sich in die Gemeinschaft einordneten, haben ihre Pflicht erkannt und erfüllen sie täglich aufs neue in nimmermüder Einsatzbereitschaft. Sie zeigen praktisch, wodurch sich die wahre völkische Wohlfahrtspflege im nationalsozialistischen Reich von der Interessenfürsorge früherer Zeiten unterscheidet. Ihre Hilfe ist im besten Sinne Dienst an der deutschen Familie. Das, aber vor allem die Tatsache, daß ähnlich wie für die männliche Jugend im Reichsarbeitsdienst eine der großen Bewährungsschulen der Nation geschaffen wurde, läßt es als selbstverständlich erscheinen, daß der weibliche Arbeitsdienst noch weiter ausgebaut wird. In diesem Jahre werden die organisatorischen Vorarbeiten geleistet. Gleichzeitig ist auch schon mit dem Bau von neuen Lagern begonnen worden. Das Ziel ist, jedes junge deutsche Mädel im Pflichtarbeitsdienst zu erfassen und sie durch die Schule dieses neuen Geistes der Erziehung gehen zu lassen. Hier im Arbeitsdienst für die weibliche Jugend wird das Frauenideal der Zukunft mitgeformt werden. Im Kreise gleichartiger Kameradinnen der Arbeit und Pflichterfüllung aus allen Ständen und Berufen des Volkes wird die neue deutsche Frau werden, die später im Leben einmal die rechte Kameradin des Mannes sein soll und neben ihm die Aufgaben erfüllen wird, die die Zukunft des Reiches von ihr als Frau und Mutter verlangt.



In Gohfeld hat man einen ehemaligen alten Herrensitz zu einem zweckmäßigen Arbeitslager umgebaut.



Einen frohen Abschluß des arbeits- und abwechslungsreichen Tages bedeutet immer die Feierabendgestaltung. Lieder, Volkstänze, Musizieren und Märchen-Stegreifspiele füllen die schönen Stunden aus.



Das Schifferklavier fehlt in keinem Lager. Hier verabschieden sich die Maiden unter seinen Klängen mit einem frohen Lied von ihren Besuchern.

heran, das einmal berufen ist, die schwere Bürde einer Mutter und Frau frohen Mutes und ungebeugt zu tragen.

Die Maid im Arbeitslager.

Im kleidsamen blauen Arbeitskleid, ein rotes Tuch um den Kopf, die Füße in derben Arbeitsschuhen, so treffen wir Schriftleiter aus Westfalen auf unserer Besichtigungsfahrt durch westfälische Arbeitslager die Arbeitsmaiden an. Unser erster Besuch gilt dem Lager in Spradow bei Bünde i. W. Es besteht erst seit dem August vorigen Jahres. Früher diente das massiv gebaute Haus als Kaffeewirtschaft Ausflüglern und Spaziergängern. Heute ist es erfüllt vom frohen Lachen einer gesunden, disziplinierten Jugend, die ihre freiwillige Einordnung und ihr Schaffen und Streben für die größere Gemeinschaft, das Vaterland, als letzte und größte Verpflichtung erkannt hat. 36 Arbeitsmaiden, eine Lagerführerin und ihre drei Gehilfinnen beherbergt das geräumige Haus. Ein mit wenigen Mitteln erstellter Umbau hat es für den weiblichen Arbeitsdienst zweckdienlich gemacht. Drinnen hat der Geist dieser neuen Jugend die Räume gewandelt und ihnen eine eigene Note gegeben. Neben den für die Lager gelieferten einheitlichen Möbeln haben sich die Mädel in ihren Bastelstunden die Räume gestaltet. Selbst hergestellte formschöne Lampen erhellen die Räume, Decken, Kissen, Vorlagen und Wandbekleidungen eigener Entwürfe geben jedem Zimmer und den großen Gemeinschaftsräumen ein völlig neues Gepräge. Geräumig und luftig sind die Schlafräume des inmitten grünender Felder stehenden Hauses. Vorschriftsmäßig mit allen Erfordernissen ist die große Küche eingerichtet, in der einige Mädel gerade mit der Zubereitung des Mittagessens beschäftigt sind. Auch ein Schweinestall gehört zu diesem Lager. Selbstverständlich, daß er auch das lebende Inventar beherbergt. „Ruth“ und „Renate“ nennen sich die etwa 200pfündigen Tierchen. Die Erklärung für diese Namensnennung erhalten wir bei der Besichtigung der Waschküche, wo gerade zwei Arbeitsmaiden dabei sind, der Wäsche ein neues und frisches Aussehen zu geben. Es sind Ruth und Renate, deren Hände so fleißig über das Waschbrett gehen, und diese beiden Arbeitsmaiden zeichnen auch für die Gewichtszunahme der beiden Borstentiere verantwortlich. Stolz und freudig erklären sie, daß das Schlachtfest steigt, sobald die Schweine ihr letztes Pfund Fett angesetzt haben, und eine ebenso stolze und lachende Antwort erhält man, als man sich danach erkundigt, wie es denn im Arbeitslager gefällt und ob die Arbeit nicht zu schwer ist.

Arbeitsmaiden im Dienst.

Jeden Morgen um dieselbe Stunde reichen zwanzigtausend Arbeitsmaiden deutschen Müttern die Hand und sind von diesem Augenblick an sieben Stunden lang treue Helferinnen von Bäuerin und Siedlersfrau. Um 7 Uhr beginnt die Arbeit bei den einzelnen im Umkreis von höchstens 5 Kilometer wohnenden Bauernfamilien. Wir suchen einige Mädel bei ihrer Tätigkeit auf. Die erste treffen wir bei der abgeräumten Mittagstafel, zusammen mit dem Ehepaar und einem Kind. Mit Anerkennung erzählt uns die Bäuerin von dem Fleiß und der Fürsorge, mit der ihre Arbeitsmaid im Hause hilft und sich besonders des kleinen Kindes annimmt, da sie selbst krank ist und kaum schwere Arbeiten verrichten kann. Auch die Arbeitsmaid, die uns gern von ihrer täglichen Arbeit berichtet, spart nicht mit anerkennenden Worten über die freundliche Aufnahme und Liebe, die sie bei der Bäuerin fand und die man ihr täglich aufs neue entgegenbringt. Sie ist Großstadtkind, Studentin und kommt aus Hagen. Arbeit mit den Händen, und sei es auch nur Hausarbeit, war ihr vor dem Arbeitsdienst kaum bekannt. Trotzdem hat sie sich überraschend schnell in dem Betrieb eines bäuerlichen Anwesens zurechtgefunden. Ihre besondere Liebe gilt dem Großvieh, das sie zum Teil mitbetreut. „Anfangs bereitete zwar das Melken große Schwierigkeiten,“ so erzählt sie, „ich hatte mir gar nicht vorgestellt, daß es zu Beginn solche Anforderungen an die Armmuskeln stellt; aber jetzt geht das alles spielend leicht.“ Ueberdies läßt sie die vielseitige Arbeit in der Küche, im Stall und auf dem Hof die ungewohnte Arbeit nicht so



Vergessen sind Vorlesungen und Kollegheft. Hilde, die Studentin aus Hagen, hat zupacken gelernt und freut sich, einer Mutter die Arbeit zu erleichtern. Klein-Hildchen schaut ihr dabei zu. — Hektor, der große Hofhund, hat sich mit der Arbeitsmaid angefreundet. Aber auch Bauer und Bäuerin können sie nicht mehr missen. — Im Küchendienst, der jede Maid erfaßt, werden die Mädchen unter der sachkundigen Leitung der Küchengehilfin mit der Kochkunst vertraut gemacht.

Photos: (6) Ochsenknecht.

Nummer 9 Sonntag, 27. Februar 1938

Wochenend

ILLUSTRIERTES SONNTAGSBLATT



Der Schal

EINE FASTNACHTSERZÄHLUNG VON WERNER OELLERS

„Nun, Leopold, latsch noch mal grad durch die Säle und schau, ob alles draußen ist. Vielleicht liegt noch eine Majestät unter'm Tisch und schnarcht."

Also sprach der Pächter der Stadthalle zu seinem Sohn, dem Referendarius. Die Kellner hatten abgerechnet; die Morgenzeitung stak schon unter der Tür; irgendwo, in fernen Kemenaten, rüsteten sich die Putzfrauen, um mit aufgekrempelten Aermeln über den Zauber herzufallen.

Es war ein Spuk. Nun die Säle ohne Leben dalagen, wirkte auch ihre Maskerade leichenhaft. Wie durch herbstlich raschelndes Laub trottete Leopold durch den bunten Flitter der Luftschlangen. Dort aus der Ecke, da vom Stuhl, drüben vom Tisch schauten Masken ihn an, Gesichter ohne Gesicht, hohläugig und gespenstisch: rote und blaue, grüne und gelbe, weiße und schwarze; Pritschen und Pfauenfedern, die nur leben konnten, solange Lockung und Lachen, Musik und Tanz, Gläserklirren und Vivat um sie war; hilflos verwelkende Blumen, müde herabgesunken von den flirrenden Roben schöner Frauen. Noch stand der Duft ihrer Kleider und Haare süß und betörend in der warmen Luft, bitter schon gemischt mit dem aufdringlichen Geruch abgestandener Getränke, Zigarren- und Zigarettenreste.

Leopold, der Referendarius, ließ sich in einen Sessel sinken. Es hatte keinen Sinn mehr, ins Bett zu kriechen. In wenigen Stunden mußte er auf's Amt, zu Aktenbündeln, langweiligen Gesetzesbüchern und spitzfindigen Kommentaren. Schlimm genug für einen karnevalistisch leicht eingetrübten Kopf, schlimmer noch für ein Herz, das mehr denn je der Liebe als dem Streit der Menschen zugetan war.

Aus seiner Tasche zog Leopold einen Schal, ein noch warmes, weiches, buntduchwirktes Seidentuch. Federleicht lag es in seiner Hand. In der Erinnerung hörte er wieder ein glockenhelles Lachen, er fühlte die schlanke, anmutige, blaugewandete Gestalt, zu der dieses Tuch gehörte, tanzend in seinen Armen liegen und spürte auch wieder den leisen Druck der schmalen, weißen Hand. Er sah, wie die Erhitzte den Schal vom Halse nahm und wie er im Drang des Aufbruchs liegen blieb; vergessen.

Da saß er nun mit seinem Fundstück, dem einzigen Besitztum aus der märchenhaften Nacht. Nicht Name, nicht Gesicht war ihm gegeben. Noch da sie vor dem bereitstehenden Taxi noch einmal seine Hand drückte und flüsterte: „Schlaf wohl, junger Freund!", hatte sie die Maske nicht abgenommen. Doch hatte er den Schal schon in der Tasche. Fahr wohl, schöne Frau, du hast es verdient!

Leopold, der Referendarius, geriet ins Gähnen, dann entschlief er, ein kleines Lächeln um die Lippen, inmitten des toten Zaubers. In seiner Hand hielt der Schlafende das weiche, buntdurchwirkte Tuch. — —

— — Wenn jemand komme und nach einem Seidenschal frage, sagte er mittags wie beiläufig bei Tisch, so möge die Betreffende sich vertrauensvoll an ihn wenden. Er habe den Schal gefunden, er wolle auch die dazugehörige Bekanntschaft machen.

Da der Alte nicht zu leugnen pflegte, daß auch er einmal jung gewesen war, hatte er für ein solches Anliegen gebührendes Verständnis, was er nun, lebhaft kauend, in ein nachsichtig-mitleidiges Lächeln kleidete.

Doch es meldete sich niemand, acht Tage lang. Der Alte (da auch er einmal jung gewesen war) sparte nicht mit foppenden Bemerkungen, bis er schließlich fragte: ob er, der Junge, das „süße Tuch" denn nicht endlich zum Fundbüro bringen wolle, was ihm, dem Verteidiger der Ordnung und Gerechtigkeit, doch „vor allem andern am Herzen liegen" müsse.

— vor allem andern am Herzen liegen müsse! Der Junge, im Augenblick unfähig, die lächelnd dargereichte Pille mit demselben Lächeln aus der Hand zu schlagen, erwiderte, er wolle den Montagsball abwarten.

So, er wolle den Montagsball abwarten? Na ja!!

Vielleicht hofft er, eine Sammlung süßer Schnupftücher gleich mitnehmen zu können, dachte der Alte. Doch (da auch er einmal jung gewesen war) er sagte es nicht.

Als der Junge sich zum Montagsball in einer Cowboy-Uniform vorstellte, zu der er das seidene Fundstück um den Hals trug, bemerkte der Papa: „Keine schlechte Idee! Sollte ich gelegentlich einen Lasso finden, werde ich mir eine Prärie dazu kaufen."

Doch Leopold, aufgeregt vor Erwartung, war schon entschritten. Durch die von Musik und buntem Gewimmel erfüllten Säle ging er dahin, zu suchen und bemerkt zu werden. Doch keine Spur jener zärtlich blauen Gewandung, die einst den Himmel des Referendarius umhüllt hatte, erschien nun dem Falkenauge des Cowboys. Zwar erntete er viele ermunternde Pritschenschläge von zarten Händen, zwar klang es ihm hier und da verlockend in die wild-west-gespitzten Ohren: „Süßer kleiner Cowboy!", doch die schmalen weißen Hände, die warme, klingende Stimme — sie bemerkte er nicht.

„Nun kann der Herr Papa den Köcher wieder mit seinen Giftpfeilen füllen", dachte er, halb lustig, halb grimmig, und wandte sich um. In diesem Augenblick fühlte er sich am Arm gefaßt und, ehe er sich versah, in den Wirbel eines Walzers hineingezogen. Eine reizende Pierette schwebte federleicht in seinen Armen, vertrauter Duft wehte erregend ihn an. Eine Weile war Schweigen zwischen ihnen, dann sagte er:

„Ist dir das nicht zu warm, schöne Maske?" Dabei drückte er sanft den weißen Stulpenhandschuh.

„Und macht dich das nicht heiß, trefflicher Cowboy?" sagte sie dawider und deutete auf den seidenen Schal.

„Der Schal sucht seine schöne Eigentümerin", meinte er artig.

„Wie lustig!" meinte sie und kicherte ein verhaltenes Lachen.

Dann schwiegen sie wieder. Bis Leopold den Tanz sich neigen fühlte und rasch auf's Ganze ging:

„Wie gefiel's dir auf dem Bühnenball, schönes Kind?"

„War ich auf dem Bühnenball?" antwortete sie.

„Du vergaßest deinen Schal — hier diesen Schal."

„Ich vergaß meinen Schal?" In ihrer Stimme war ehrliche Verwunderung. Der Cowboy war plötzlich seiner Sache nicht mehr sicher, vielleicht war sein Lasso über die Falsche geworfen. Der Tanz war zu Ende, Arm in Arm schlenderten sie über das Parkett.

„Vielleicht vergaß ich, daß ich etwas vergaß", sagte die Maske. „Wie sollte das nicht sein in diesen Tagen! Heute bin ich die, morgen bin ich die; die Welt ist mir ein Traum, und ich bin es, vielleicht, den anderen!"

Da er die tastende Frage aus ihren Worten hörte, überrieselte ihn heißes Glücksgefühl.

„Aus Träumen bleiben keine Schals zurück", sagte er drängend.

„Aus Vergeßlichkeiten nur selten", meinte sie dagegen.

Da endlich zuckte es im Hirn des Referendarius.

„Schals können auch aus voller Absicht liegen bleiben" sagte er.

„Zum Beispiel?"

„Um zu sehen, daß jemandem an der Eigentümerin mehr als einem Traum gelegen ist; und um zu erfahren, ob dieser Jemand Verstand genug hat, um mit der Schal zum rechten Ende das Rechte anzufangen."

Sie waren, seiner sanften Führung folgend, auf der Flur hinausgekommen. Bei den letzten Worten hatte die schöne Pierette sich behutsam gelöst, hatte die Stulpenhandschuhe von den Armen und die Maske vom strahlenden, liebreizenden Gesicht geschoben. Sie legte die schmalen, weißen Hände um seine Wangen und küßte ihn lange.

„Wie schön ist das!" hauchte sie. „Wie schön!"



Sonnenberger Masken

Photo: Mauritius

Wat maskeeren ech mech?

Allerlei vom Kölner Karneval. Von L. Schwenger-Cords

„Wat maskeeren ech mech?" So träumt das kölnische Kind mindestens von Weihnachten ab. Denn der bunte, gold- und silberflirrende Traum des Maskenkleides beschwingt jede kölnische Phantasie, vor allem aber die des kerngesunden, „kölschen" Kindes, das ja auch noch in den Erwachsenen und Alten steckt. Der Mann aus dem Volk will sein „Fastelovend" oder sein „Fasteleer". Der Karneval sitzt dem Kölner im „Blut", — das ist eine Weisheit so rein und klar wie die Luft überm Rheinstrom.

Köln hat seine Originale, seine Alltagsnarren aus versunkener Zeit, die heute noch dem täglichen Leben des Volkes und seinen blutvollen Aeußerungen einverleibt sind, die im Volksmund immer wieder auferstehen und auch den krausen, glänzenden Gestalten des Karnevals eingereiht sind. Drei Tage sind es nur, aber drei Tage herrlicher, freudeahnenrauschender, heiterer Ewigkeit! Die Geister des Rheinlandes, sonnig selig und heilig durch Mutter Natur, steigen aus der alten, heiligen Welle des Stromes und wandeln das alte, ernste holprige Pflaster, das schwerer als manch andere deutsche Stätten der waffenklirrende Schritt der Weltgeschichte erschütterte, in einen blumigen Freudengarten.

Der Kölner Mummenschanz ist uralt. Mittelalterliche Chroniken berichten von ihm, wie auch vom Fastnachtswesen in anderen Städten am Niederrhein, zum Beispiel der Gründung des Klever Narrenordens oder der Dülkener Narrenakademie im 14. Jahrhundert. Was im Mittelalter in Köln Zunftfeste und Schützengilde gestalteten, stellen heute die Karnevalsgesellschaften dar. Ab 11. November, dem Beginn der Narrenzeit, herrscht in den Sitzungen die Weisheit des kölnischen Fastnachtslosungswortes: „Geck, lohß Geck elans!" Narr, laß dem Narren eine Art!

Unter dem Schutz dieses heiligen Wahlspruchs des Sinnes: erkenne den Nächsten und dich selbst in der Weisheit fröhlicher Narrheit! verspürt in hunderten von Liedern Mensch und Stadtgeschichte den gesunden Pritschenschlag des Humors, steigt der Redner in die „Bütte", als einzelner hervortauchend aus dem Meer der Bunt- und Goldbekappten, um das Feuerwerk seines Geistes im Wettkampf mit den Genossen sprühen zu lassen. Und die Schärfe der Geistesgeißel wird gemildert und gedämpft von der unverwüstlichen Behaglichkeit Kölner Humors und bodenständigen, bunten Wortreichtums. Den erfolgreichen Rednerdichter begleitet der fröhliche, stramme Takt des Büttenmarsches mit Händeklatschen vom Kampffeld der Ehre wieder in den Saal zurück.

Nach Dreikönigen setzen bald die großen Bälle ein, so die Tanzfeste der roten und blauen „Funken", der alten Stadtsoldaten und heutigen Narrenregimenter, sowie die altbekannten Maskenbälle der großen Gesellschaftsverbände erfüllen die ehrwürdigen, holzgetäfelten Säle des Gürzenich. Der Gürzenich, — der Herren Tanzhaus! Das klingt schon strahlend festlich und bürgerlich stolz und hochbewußt! Kaum eine Stadt, — oder man müßte schon einige alte Rathäuser dazu rechnen, — kann ein solches Tanzhaus aufweisen.

Wenn die Narrenfreiheit losgelassen, füllen sich die Straßen der Altstadt mit bunt verkleidetem Volk, das tromernd oder in geschlossenen Gruppen daher zieht, bewaffnet zum fröhlichen Krieg mit Pritsche, Konfetti und Luftschlangen. Manche Gruppen führen eine große Trommel in ihrer Mitte. Der schwere Trommelschlag dröhnt weithin durch die Straßen, übergellt von hellen Schlaginstrumenten und dem unaufhörlichen, sehnsüchtigseligen Gesang: „Juja, juja, — jetzt geht's wieder Juja!" Einem echten Kölner, der diesen aufrührerischen Volksgesang hört, „brennt das Eingeweide".

Fein sind sie nicht, diese Volksbanden. Ihre Verkleidung besteht oft nur in bunten Fetzen: Bauer und Bäuerin, Indianer, Italiener, Spanier, in genialer Andeutung durch fadenscheinige Atlasfähnchen oder Maskenphantasien aus dem „dürren Glanznessel", wie es in einem alten Kölner Erzählchen heißt. Freudegröhlend marschiert die „Klut" in der Kölner Ballonmütze. Fein sind sie nicht, diese kölschen „Rabauwen" — nach altem Wort, — sondern johlend laut und volklich derb, und man macht hin und wieder gern einen weiten Bogen, um diese lärmenden Banden. „Juja, juja, — jetzt geht's wieder juja!" Durch Tag und Nacht der dumpfe Trommelschlag! — Volk und Vorfrühling!

Am Rosenmontag wogen die Hauptstraßen vom dichten, singenden, tollenden Menschenstrom. Der Rosenmontagszug ist ein prächtiges Schau- und Triumphspiel alten, deutschen Stadtwesens! Früher, als das Leitungsnetz der elektrischen Bahn die Straßen noch nicht überspannte, stiegen die Wagen himmelhoch an, goldglitzend, farben- und blumenflimmernd. An der Zusammenstellung des Zuges beteiligen sich die Karnevalsgesellschaften und neuerdings auch die „Veedel", die einzelnen Stadtviertel. Reich und Stadt, der wirbelnde Tanz aller Geschehnisse und Existenz spiegelt sich wider in lustiger Larve, in alter Maskerade oder toller Groteske.

Als fürstliches Symbol des Karnevals und der Rosenfreude naht der Riesenwagen des Prinzen Karneval, der selbst, im gepufften, starrweißen Seidenkostüm, in Hermelinkragen und goldstrotzender Kappe, auf schwindelnder Höhe thronend, königlich grüßend, daherfährt. Wolken von Blumensträußen fliegen, und um die Wagen schwanken die zerrissenen, bunten Luftschlangenbrücken. Manch echtes Kölner Wesenswachstum tritt im Rosenmontagszug auf, Gruppen, die seit fünfhundert Jahren schon Bestandteile der Kirmes- und Schützenfestzüge waren, so die bizarre Figur des „Gecken Bääntchen". Sie ist eine Phantasiegestalt, die unerfaßbar und unumreißbar so recht ein Symbol der fahrenden Leute sein könnte. Er trägt ein blaues Untergewand, Mantel und einen silbernen Helm. In der rechten Hand hält das „Bääntchen" ein Horn, — daran flattert ein Fähnchen mit dem Bild des königlichen Sängers David, der vor der Bundeslade tanzt. In der linken Hand hält das Bääntchen einen silbernen Schild mit der sonderbaren Aufschrift: „Dieu protège les jongleurs". Dazu trägt er ein Schwert, auf dem geschrieben steht: „Wer zu Würde gelangen will, der folge meinem Beispiel". Das Bääntchen tanzt bei der Gruppe der „Helligemädcher und Knäächte". Seit Jahrhunderten tanzt diese Gruppe einen eigenen, alten Tanzschritt. Vier Funkenspielleute begleiten die „Helligemädcher und Knäächte", und es ist im bunten Bilde des Rosenmontagszuges nicht des Tanzes des „Funkenmariechens", der fröhlichen, unverwüstlichen Marketenderin, zu vergessen, die nach alter Tradition, wie auch die Kölner „Jungfrau" auf dem Wagen „Bauer und Jungfrau" immer von dem gleichen Mann dargestellt wird.

Schön und echt war der alte Brauch, auf den Maskenbällen vorschriftsmäßig unter Maske zu gehen, mit Fistelstimme eifrig zu „intrigieren". Erst nach Mitternacht erfolgte die Demaskierung. Köstlich war auch die alte Sitte des „offenen Hauses" alter Kölner Familien, die noch gegen Ende des vorigen Jahrhunderts in Ehren ihr Plattdeutsch sprachen. Da kehrte ein, wer wollte, zu kurzer Atzung und närrisch-fröhlicher Umsprache. Ueberall gibt es das Fastnachtsgebäck: Muuze und Muuzemändelcher.

In der Woche vor Fastnacht geht es hoch her in den Wirtschaften um die alten Märkte. Da feiern die Marktfrauen „Weiberfastnacht", — und sie bilden nicht den unwichtigsten Bestand der Kölner Bevölkerung und ihrer Kappesdörfer. Sie singen und schunkeln und tanzen, — selbständige Handelsherrinnen unter sich, und es fließt nicht selten ein Gläschen „Schabau" und das gute, obergärige, hell-bittere Kölsch die Kehle hinunter.

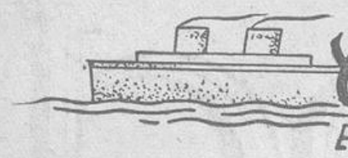
Ob sie auf den Gassen mit der schweren „Trumm" ziehen und ihr „Juja" johlen, — ob sie in den glänzenden Sälen singen und sich wiegen nach heiteren Rhythmen, — Kölner Volk bleibt sich gleich durch die Jahrhunderte. Bis in die frühen Morgenstunden des Aschermittwochs tollt die Narrheit.

„Sie machen schon die Lichter aus,
O du, sie kehren uns heraus,
's ist A[illegible]mittwochmorgen!"

Und manche Kölner Seele wandelt vom Maskenball geradewegs in die Frühmesse des Doms, um die Stirn, in der noch die Narrheit gaukelt, mit dem Aschenkreuz der beginnenden Buß- und Fastenzeit zeichnen zu lassen.

Doch jedes Jahr um die Zeit der Vorfrühlingsstürme werden die Kölner Kinder wieder singen: „Fastelovend kütt eran —"

Und der Bauer mit Schwert und Flegel hält Wacht in der schwer gequaderten Tormauer: Alaaf Köllen!



Constanze erobert New-York

EIN HEITERER ROMAN VON JOHANNA OFTEDAHL

Aus dem Norwegischen übertragen von Emilie Stein.

1.

Ich reise also nach Amerika!

Bredo, mein Verlobter, meint, ich sei wie dafür geschaffen, drüben Karriere zu machen; man müsse heutzutage durchaus nicht mit verbissener Zeitungsjungenenergie à la Edison geladen sein, um es dort zu etwas zu bringen. Und ich muß sagen: Gut für ihn, daß er so denkt, dann kann er sich doch auch für seine eigene Person in herrlichen Zukunftshoffnungen wiegen.

Andere Menschen sind offenbar in dieser Sache anderer Meinung als Bredo. Das beweist der entsetzte Aufschrei meiner Freunde und Verwandten: „Du! Nach Amerika! Lieber Himmel!“ Man betrachtet mich im allgemeinen als eine ziemlich unmögliche Kandidatin für das Land der Arbeit, der Tüchtigkeit und freien Konkurrenz. Mit anderen Worten: Amerika hätte alle Hände voll zu tun, mich zu einer kampftüchtigen, energischen, kinnladenbreiten Yankeedame umzukrempeln.

Schon der allererste Keim meines Auswanderungsplanes scheint eine so völlig unpraktische und unamerikanische Einstellung zu verraten, daß ich als ein hoffnungsloser Fall gelten muß.

Dieser Keim entstand in der Universitätsaula während des Vortrages einer vielgereisten Dame über amerikanische Eßkultur (oder vielmehr den Mangel einer solchen), amerikanische Vorstadtgärten und amerikanische Damentees. Sie sprach dabei auch von einem Newyorker Dachrestaurant in der 40. Etage.

Nun hatte ich mich schon oft von meinem Bürostuhl fortgesehnt — einem langweiligen, spießerhaften Bürostuhl hinter der Milchglasscheibe einer Redaktionsstube. Jawohl, ich hatte mich fortgesehnt und mich rings um die Erdkugel geträumt und träumend soundso viele Geschäftsbriefe in das falsche Kuvert gesteckt, während ich diesen Stuhl scheuerte, aufrechterhalten von der allmonatlich sich erneuernden Aussicht, bald etwas „Selbständiges“ schreiben zu dürfen, etwa über ein gesprungenes Wasserrohr in der Kristian-August-Straße oder gar über einen Motorradzusammenstoß an der Grenze. Ich hatte in gleichem Verhältnis mit der erstrebten Büroroutine, die Angst in mir wachsen gefühlt, flach und grau und büromäßig zu werden. Saß ich aber so da und wünschte mich hinaus aus dem Bereich der Eichenholzschränke dieses Raumes, so waren sonnenbeschienene Länder die mir vorschwebten, etwa Aegypten, mit dem trägen Rhythmus wogender Kamelrücken über gelbem Wüstensande . . .

Niemals jedoch Newyork. Just in Newyork gibt es aber ein Dachrestaurant in der 40. Etage! — dies erfuhr ich nun.

Ich stelle mir bloß ein gewöhnliches, mondänes Restaurant vor, mit zwei lärmenden Tanzorchestern, einem in jeder Ecke. Aber zwischen den wilden Jazznummern könnte man sich über eine rosenbekleidete Balustrade lehnen, hinausblicken auf das bleiche Lichtermeer der Millionenstadt und, dem Menschengewoge und Tellerklappern entrückt, horchen, horchen auf die ferne, unwirkliche Melodie der Weltstadt.

Welch berückender, nervenkitzelnder Gedanke!

Melodie der Weltstadt, jener unbeschreibliche Ton — der Stimmenchor einer arbeitenden Millionenstadt: Menschenschritte, Autohupe, Trambahngebimmel, Fabrikslärm, Eisenbahnzüge — jedes für sich ein Lobgesang des Menschen, doch alles gesammelt in einem fernen Gebraus: Die Seele einer dynamischen, tausendlebigen Weltstadt. Man wird stille, man lauscht, alle Sinne gespannt, das Brausen gibt ein Ewigkeitsgefühl, gleichwie Waldesrauschen und Wogenrollen, man steht da, und es ist einem seltsam feierlich zu Mute.

Wenn ich mir also vergegenwärtige, was in Wirklichkeit das Zünglein an der Waage und die Triebfeder für meinen Entschluß war, so wird mir ein klein wenig flau, und ich beginne selbst an meinen Anlagen zu einer Yankeedame ein bißchen zu zweifeln.

Aber warum übrigens?

Ich freue mich!

*

Bredo nimmt sich's zu Herzen, daß ich fortreisen will. Ich wußte, es würde ihm fast ebenso nahegehen wie mir selbst. Nicht, daß er mich der Kälte oder Lieblosigkeit beschuldigte, weil ich fort will! Bredo versteht ja alles so hoffnungslos gut. Er weiß, warum ich reise, wenn ich es ihm auch nicht in klaren Worten gesagt habe.

Ich liebe Bredo, den Maler, schon seit einer Ewigkeit, schon seit meinem achtzehnten Jahr. Jetzt bin ich über zwanzig und immer noch ebenso in ihn verliebt, immer noch sind seine Bilder ebenso vielversprechend und ebenso unverkäuflich — immer noch ist er ebenso unpraktisch und ebenso bezaubernd und immer noch sind wir ebenso weit davon entfernt, heiraten zu können. Dazu kommt diese stillstehende, graue Büroödigkeit, die mir auf die Nerven geht. Und ein geradezu panischer Schrecken, daß auch das Verhältnis zwischen uns flach und grau und öde werden könnte — nein, nein, lieber will ich fort von allem.

Ich habe meine Schubladen geordnet und alte unabgesandte Briefe an Bredo verbrannt.

*

Bredo und ich gingen heute spazieren.

Es war ein flammender Herbsttag, einer von den Tagen, wo die wogenden knallblauen Hügel ein funkelndes Himmelsgewölbe über Oslo spannen und gellende Fanfaren in der kristallklaren, ozonisierten Luft künden, wie herrlich das Leben ist. Die Luft wirkt wie Wein, betäubend und zugleich stimulierend, all das Negative in einem verkriecht sich, man fühlt sich randvoll von himmelstürmender Lebensbejahung. Der Rücken straff, die Herztätigkeit steigert sich, die Gedanken kreuzen blitzschnell in der Herbstluft, man fühlt sich unglaublich lebenstüchtig, optimistisch und als richtiger Tausendsasa.

„Und du bildest dir ein, daß es dir in dem Newyorker Trubel behagen wird?“ sagte Bredo.

Ich konnte kein Wort entgegnen, wir gingen den ganzen „Karl Johan“ und den Drammensweg hinab, ich hielt den Nacken furchtbar steif, und alles dünkte mich wie ein Kinderspiel. Als wir aber unter die Mogens-Thoresen-Pappeln kamen, in deren Dämmer das siegessichere aufdringliche Gold und Blau wie durch eine Sordine gedämpft erschien, da kam mich plötzlich ein Frösteln an.

August und September sind noch stolze Monate, da fühlt man sich noch frank und frei und unbeschwert, aber ihnen folgen Oktober und November — so unendlich schleppend und schwer und nebelgrau!

Dann sagten wir einander Lebewohl — erzwungen unsentimental —, wie es ja Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts tun. Bredo glaubt bestimmt, daß ich einen amerikanischen Selfmademillionär heiraten werde, als natürlichen Kontrast zu ihm. Es ist rührend von ihm, nicht einen Augenblick daran zu zweifeln, daß ich mir die Milliardäre oder sonstigen Irgendwers so ohneweiters angeln kann. Ich würde mich in „Junaiten“ sicherlich großartig machen, sagte er. — „Denn dort haben sie soviel Dutzendware, daß sie ein bißchen Raffinement zu schätzen wissen. Natürlich werden sie dich für ein bloßes Paradestück halten, wie alle die Marlenen und Joans, an die sie gewöhnt sind, und es nicht einmal merken, daß du kein gewöhnliches Gänschen bist . . . aber das tut ja nichts . . .“

Ich muß sagen, hohe Begriffe hat Bredo gerade nicht von den Amerikanern. Aber er hat ja immer eine besonders angenehme Art gehabt, Komplimente zu machen.

Ist aber Bredo ein Mensch des zwanzigsten Jahrhunderts, so kann man das von Vater nicht behaupten. Er ist ja auch nicht umsonst Professor der Archäologie. Es war entsetzlich schwer, ihm begreiflich zu machen, wie bedeutungsvoll solch eine Amerikareise für mich wäre. Hätte ich nach Griechenland fahren wollen oder nach Italien, nach den Stätten guter und uralter klassischer Kultur, so hätte er es mir verzeihen können. Aber nach Amerika!

Vater ist ja Pädagoge, und so versuchte ich die erzieherische Bedeutung solch einer Reise zu betonen. Aber vergebens. Nach Vaters Meinung können nur Dinge, die so beiläufig tausend Jahre alt sind, einen erzieherischen Einfluß üben.

Das Schlimmste war freilich, daß ihm die Idee kam, mich zu fragen, welche Art Arbeit ich eigentlich da drüben zu leisten gedächte. Daran hatte ich einfach noch gar nicht gedacht. Ich konnte ihm ja nicht gut antworten, daß ich mir vorstellte, den lieben langen Tag über einer Dachbalustrade zu hängen und dem Lärm zu lauschen.

„Es blüht dir da drüben wohl nichts anderes, als ein Kellnerinnenposten, mein Kind“, meinte er.

Ein etwas unbehaglicher Gedanke! Er entsprach in keiner Weise meinem Traumbild von einem Dachrestaurant.

Ich erklärte ihm, der Hauptzweck sei, mein Englisch zu verbessern. „Aus diesem Grunde reise ich ja eigentlich“, sagte ich. (Ist Vater Pädagoge, so bin ich Diplomatin!)

Aber er blieb hartnäckig bei seiner Kellnerinnenidee.

Und ich begreife ja, was er von dem Englisch hält, das ich dort lernen soll. Es wird ein auserlesenes Mixtum sein aus Nigger-Küchen-Amerikanisch, Postboten-Schottisch und Wachmann-Irisch. Und mein Wortvorrat wird sich beschränken auf Töpfe und Pfannen und Suppenlöffel und Staubtücher. Was meine sprachlichen Uebungen betrifft, so werden sie bestehen aus Heulen und Zähneklappern, und um diese Art Konzert zu geben, brauche ich den Atlantik nicht zu überqueren.



„Heulen kann man so ziemlich auf alle Sprachen gleich“, sagt Vater „auf griechisch zum Beispiel so gut wie auf lateinisch, oder sagen wir auf sanskritisch . . .“

Ich ergriff die Flucht, ehe eine philologische Darlegung der in Bengalen vor tausend Jahren vergossenen Krokodilstränen mich aller Initiative beraubt hatte.

Uebrigens ist Vater nicht ohne Sinn für Humor und gibt zu, daß ich nicht ausgerechnet der geborene Kellnerinnentyp sei.

Mutti brach in Tränen aus. Sie ist nämlich Pessimistin.

„Alle Menschen in Amerika arbeiten den geschlagenen Tag, Constanze“, sagte sie. „Du wirst dünn und matt und elend werden und Wilson-Furchen im Gesicht kriegen. Und nicht einmal seefest bist du, verträgst weder Schaukeln noch Karussellfahren! Ich weiß, du wirst dich miserabel fühlen bei den Amerikanern, denn wenn sie nicht arbeiten, sitzen sie in ihren Schaukelstühlen und wiegen sich, hin und her, hin und her, ohne Unterlaß. Weißt du nicht, wie dir einmal vor langer Zeit von dem ollen Schaukelstuhl im „Pelikan“ übel wurde — und das war bloß auf der Bühne.“

Bei alledem hat sie sich, als die süße altmodische Mama, die sie ist, sofort hingesetzt und mir ein ganzes Lager von glaubwürdig solider, weißer Unterwäsche genäht, rührend vorhistorische Höschen mit weißen Blenden und Fältchen und Bindbändern, handfeste Dinger, mit denen man auf jeden Millionär Eindruck machen müßte.

*

Zu Muttis Freude und Beruhigung hab' ich einen ganzen Stapel seiner Papiere in meine alten Koffer getan, dort ruhen sie zusammen mit dem steifzierlichen weißen Unterzeug, den flachhackigen, korrekten Schuhen und einer Anzahl Wollkleidern — all dies Geschenke von Mutti, in denen ich die Newyorker Stellenvermittlungsbüros unsicher machen soll.

Auch meine unterschiedlichen Prüfungsdiplome, in entsprechender Uebersetzung und mit imponierenden Siegeln versehen, hab' ich mitgenommen, sowohl das aus Oxford wie aus Dresden und das heimische königlich Frederikische. Mutter war besonders versessen auf die Siegel, sie scheint die heutigen Amerikaner an Primitivität ungefähr den Rothäuten aus Coopers Pioniertagen gleichzustellen. Sie setzt offenbar ihre Hoffnungen darauf, daß sie den Sinn der Naturvölker für ins Auge fallende Dinge und grelle Farben besitzen. Traurig nur, daß Amerika solch demokratisches Land ist; wäre es nicht so, könnte ich vielleicht eine „Gnädige“ finden, die Wert darauf legte, ein „Kandidaten-Stubenmädchen“ zu haben, selbst wenn es bloß eine „Probekandidatin“ wäre.

Ich habe ja auch einige höchst imponierende Einführungsbriefe an einflußreiche Amerikaner mitgenommen, nebst mehreren offenen Empfehlungsschreiben, in denen meine Abstammung in einer so snobistischen Art und Weise garantiert wird, daß sie jeden demokratischen Restaurantbesitzer, der eine „kalte Mamsell“ anstellen will, mißtrauisch machen müßten.

*

Unglaublich friedlich und beruhigend ist es, die stürmischen Abschiedsszenen hinter sich zu haben. — Ich stand auf der Laufbrücke, die Arme voll von Blumen, und war bewegt und fühlte mich wie eine dahinziehende Braut ohne Bräutigam.

Onkel Peter begleitete mich auf das Schiff und sorgte dafür, daß ich meinen Tischplatz neben dem Kapitän bekäme. Offenbar hat er bei Krethi und Plethi seine Karte abgegeben, denn das Personal ist bemerkenswert höflich und diensteifrig gegen mich; man behandelt mich wie die Königin von Saba oder wie ein rohes Ei.

Und im Grunde genommen ist es ganz nett, auf echt europäische Art noch ein bißchen verhätschelt zu werden, ehe man mit voller Kraft an seiner Selbsterziehung zu arbeiten beginnt. Denn in „Junaiten“ hilft es natürlich kein Jota, Onkel Peter zum Onkel zu haben, was auch Mutti in ihrer rührenden Naivität darüber denkt. In Amerika ist es bloß die persönliche Tüchtigkeit, die zählt, Amerika ist das Land der Arbeit. Dort ist es egal, ob einer Lord oder Schuhputzer ist.

Im übrigen muß ich gestehen, daß ich mehr als dankbar bin, Verwandte wie Onkel Peter zu besitzen. Ohne ihn wäre ich nämlich noch fünf Jahre lang nicht nach Amerika gekommen. Da hätte ich meinen Namen unter eine lange Liste setzen und dann geduldig hinter der Milchglasscheibe meines Büros hocken und warten können, bis alle die anderen darangekommen wären, und das hätte mindestens fünf Jahre gedauert.

Das mit der Einwanderungsquote ist eine Bestimmung, um die man nicht herumkommen kann — es hilft nicht ein bißchen, es zu versuchen —, denn in Amerika sind alle gleich und keiner hat mehr Recht als der andere, selbst wenn er den Koffer voll hat von Diplomen mit feinen Siegeln.

Das einzige, was sich augenscheinlich in solchem Falle, wo man es mit Menschen aus dem Lande der Freiheit und Gleichheit zu tun hat, anfangen läßt, ist, ein Herrendiner zu geben. Das also hatte Onkel Peter getan, und so kam ich eben doch sofort daran. Es ist ja auch so begreiflich, daß sich eine Sache viel leichter in ihrer vollen Breite darstellen läßt, wenn man Kaviar dazu ißt.

Aber das ist ein großes Geheimnis, denn es würde ja zum wirtschaftlichen Ruin des ganzen Landes führen, wenn alle Auswandereronkel solche Herrendiners geben sollten wie Onkel Peter!

Eigentlich hatte ich geplant, auf der „Queen Mary“ zu fahren, aber es zeigte sich, daß nicht eine einzige Schiffskarte aufzutreiben war. Alle Plätze waren schon Monate vorher bestellt, sagten sie im Reisebüro, weil Königin Maria von Rumänien mit ihr fuhr, und da waren alle amerikanischen Europareisenden natürlich just auf dieses Schiff versessen. Eigentlich wundert mich das. Für einen Gleichheitsmann, wie es ein Yankee ist, muß es doch wirklich genau dasselbe sein, ob seine Reisegenossin Königin ist oder einen anderen Beruf hat!

Das Schiff ist voll norwegischer junger Damen, die „hinüber“ wollen, um einen Posten zu suchen. Es scheint, daß die, mit denen ich sprach, genau wie ich selbst, alles zu nehmen entschlossen sind, was sich eben trifft, von der Sekretärin des Präsidenten angefangen bis zur Maniküredame.

Wir saßen eine Zeitlang in der Damenkajüte, Fräulein Hansen, Fräulein Berg und ich, fühlten einander auf den Zahn und ergötzten uns an amerikanischen Zukunftsperspektiven.

Fräulein Berg kennt Onkel Peter nach Aussehen und Namen. Das war wie die Einleitung zur Kanonade; wir entdeckten immer neue gemeinsame Bekannte und gerieten allmählich in eine wahre Schwatzorgie. Hatte mir anfänglich das Herz hoch oben im Hals gehämmert, so rutschte es nach und nach herab, bis es an seine richtige Stelle zu liegen kam.

„Ich begreife es einfach nicht, wie Menschen es aushalten, Jahr um Jahr im Büro zu sitzen und Variationen über „Mit Bezug auf Ihr letztes Geehrtes vom . .“ zu schreiben, begreifen Sie es, Fräulein Plahnke?“

„Nein, nicht wahr? Da lobe ich mir, etwas Unbekanntes vor sich zu haben, wie zum Beispiel Amerika es ist,“ stimmte Fräulein Berg zu.

Und gegenseitig gestärkt und gekräftigt in dem Bewußtsein, eigentlich der Geistesaristokratie anzugehören und für einen heimatlichen Kontorstuhl viel zu bedeutend und interessant und prominent zu sein, versanken wir behaglich in die breiten Fauteuils und plapperten darauf los, bis unsere Ohrläppchen ganz feuerrot waren.

Wir sahen einander an — wir alle waren ja zumeist aus Abenteuerlust und Liebesgram ausgerissen —, die Geldfrage zu berühren war eigentlich eine etwas heikle Sache.

Als wir einander endlich gute Nacht sagten, fühlten wir alle drei uns in sehr aufgeräumter Stimmung, als philosophische Oberklassen-Auswanderinnen, die sich von verschiedenen Umständen hatten bestimmen lassen, gegen 100 Dollar monatlich gewisse Arten von Zofendiensten bei den Parvenufrauen Smith und Brown zu verrichten.

*

Ein rasend schneidiger Amerikaner ist hier an Bord; sieht aus wie ein Filmheld aus Hollywood, ist breitschultrig und sicher einen halben Kopf größer als Bredo, hat stahlgraue Augen, viereckiges Kinn und geradliniges Profil.

Er fiel mir schon beim Frühstück auf, wo er sich eifrig einer jungen Dame widmete, die ich für den Filmstar Joan Crawford halte. Als wir bei Hörnermusik auf dem Deck Bouillon tranken, wurde ich mit ihm bekannt. Er heißt Ned Thornton und hat den Mund voll blendend weißer Zähne.

„Ae ju göuing tu njujook?“ fragte er und rettete meinen Bouillonlöffel, den ich eben fallen zu lassen im Begriffe war.

Ich sagte „yes“ auf meine langgezogendste Oxforder Manier, obwohl ich gar nicht verstanden hatte, was er mich fragte.

Dann lächelte er, und die Konversation war im vollen Gange. Das heißt, eine Konversation in gewöhnlichem Sinne war es eigentlich nicht. Das Amerikanische gleicht dem Englischen offenbar nicht mehr, als ein Segler einer Krinoline gleicht. Will man holländisch sprechen, so ist das sehr einfach: Man hält eine heiße Kartoffel im Mund und spricht deutsch. Was aber Mr. Thornton im Munde hatte, verstehe ich nicht recht — es war etwas, was er kaute und kaute, zusammen mit den englischen Floskeln, und hie und da schob er es von einem Mundwinkel in den anderen.

Ich will auch versuchen, etwas zu kauen, vielleicht wird meine Aussprache dann echter.

Nach dem Lunch lud Mr. Thornton mich zu dem Tische, an dem er mit einer Menge ganz reizender amerikanischer Filmschauspielerinnen beisammensaß. Das heißt, ich weiß ja nicht, ob alle beim Film sind, vielleicht sind einige von ihnen bei der Bühne. Ich kenne sie natürlich noch nicht näher. Zwei von ihnen sehen aus wie Marlene Dietrich, und eine ist gewiß Mr. Thorntons „Spezielle“, sie sieht genau aus wie Joan Cramford mit den großen runden Augen und dem großen roten Mund. Welche von ihnen die wirkliche Marlene und Joan Cramford ist und welche diese bloß kopiert, weiß ich noch nicht. Jedenfalls haben sie alle feuerrote Münder und schwarze Lider, niedliche runde Seidenknie und raffinierte, hochhackige Schuhe. Und sie sind alle in Balltoilette, schon vom Morgen an.

Es ist interessant, sie zu sehen und zu hören, was sie plaudern. Auch sie kauen unaufhörlich etwas, genau wie Mr. Thornton, sowohl wenn sie sprechen als auch wenn sie bloß denken. Meine Zunge tut mir schon weh; denn sowie ich irgendwo eine stille Stunde habe, trainiere ich mich im Englischen mit Kauen, um den richtigen amerikanischen Slang herauszukriegen.

Joan Crawford und die Marlenen sind kolossal amüsant, sie reden von ganz anderen und viel reizvolleren Dingen als wir jungen europäischen Mädchen. Sie plaudern von Films und von Paris, aber am meisten — vom Magerwerden. Ihre Konversation ist ganz anders lebhaft und abwechslungsreich und gewagt als unsere europäische, ich fühle mich rein verloren hinter meiner Fuhre von Literatur und Kunst.

Wir Landsmänninnen hatten ein animiertes Dinner an unserem Tisch, wir wurden patriotisch und sangen unsere Landeslieder; und mir saß ein seltsamer kleiner Klumpen im Halse, wenn ich an das letzte Mal dachte, wo ich sie hörte. Da war ich mit Bredo beisammen, und es war der Akademische Chor, der sie in der Aula sang.

Nach Tisch ging ich mit Mr. Thornton und „ihr“ auf Deck umher. Ich möchte wissen, ob sie verlobt sind. Glaube übrigens eher, daß er sie noch nicht errungen hat und noch auf Freiersfüßen geht. Jedenfalls sieht er rasend verliebt aus. Sie wirkt nicht so hingerissen wie er, das hält ihn wohl in Atem. Denn obwohl er mir und den anderen jungen Amerikanerinnen gegenüber das reine Muster an korrektem Benehmen ist, ist nicht zu verkennen, daß er vor allem sie umsorgt. Es muß herrlich sein, solch aufmerksamen Kavalier wie Mister Thornton um sich zu haben.

Es war ein wunderbarer Abend, der frische Brodem der salzigen Nordsee schlug uns entgegen, als wir die Türe nach Deck öffneten.

Wäre ich mit Bredo gereist, hätte er meinen Pelz geholt, und wir hätten uns nach vorne an den Schiffsbug gestohlen. Dort hätten wir die Brise mit unserem Haar spielen lassen und wären ganz still nebeneinander gestanden und hätten zugesehen, wie das Schiff sich einen perlmutterweißen Weg durch das grüne Dunkel pflügte, und wir hätten nichts gesprochen, bloß dem Saugen und Lecken der Wellen gelauscht.

Und nun ging ich statt dessen hier mit Mr. Thornton und seinem Filmstar umher, und wir plapperten englisch in das Dunkel hinaus und kauten und kauten und lachten laut auf amerikanisch.

Ich kam auf die Pawlowa zu reden. Ich hatte sie einmal in meinen guten alten Schwabing-Tagen in München tanzen gesehen, und es war etwas in dem weißen Schaumspritzspiel, was mich an ihren berückenden, federleichten Tanz in den „Wellen“ erinnerte.

„Ja, sie war ganz niedlich“, sagte die Filmdiva (ich habe noch immer nicht ihren Namen verstanden), „und denken Sie, ich habe gehört, daß sie weder Mehl- noch Fleischnahrung genoß; dadurch erhielt sie sich so fabelhaft schlank. Wenn ich zurückkomme nach den Staaten, will ich es wahrhaftig auch nicht mehr tun.“

„Kennen Sie den Pawlowa-Walzer?“ fragte mich Mr. Thornton.

Er war einmal in Newyork gesessen und hatte ihn von Europa senden gehört. Er hat solch glänzendes Radio für 400 Dollar. Es muß rasend interessant sein, die Radioknöpfe so flink drehen zu können, wie er es wohl kann. Ich glaube nicht, daß Bredo dazu zu bewegen wäre, und wenn er hundert Kronen für die Stunde bekäme!

Und plötzlich, wie wir auf Deck umherschlenderten, guckte eine richtige türkische, blanke Messingmondsichel hervor, hing wie eine Laterne an dem dunklen Samthimmel und träufelte glitzernde Messingflocken über eine rollende Kolonne zitternder Wellen.

Sie machte mich ganz sentimental, die kleine Mondsichel; mir kam die Lust, stockstill zu stehen und zu ihr hinaufzugucken — sie erinnerte mich sosehr an jenen Abend vor langer Zeit, als sie auch so verschmitzt zwischen den Bäumen auf uns herabblinzelte — auf Bredo und mich —

„Nein, sieh doch den Mond, Ned“, girrte Joan Crawford. „Welche Art Kur mag der wohl in seinen abnehmenden Perioden gebrauchen? Denk bloß, Ned, in acht Tagen bis auf die Hälfte abnehmen! Wenn ich wieder daheim in den Staaten bin . . .“

Und Mr. Thornton kam ein neuer Mondscheinjazz in den Sinn, den er vor unserer Abreise in Oslo im Rundfunk gehört hatte, und er schlug vor, wir sollten hinuntergehen und das Schiffsradio hören; vielleicht würde der Jazz zufällig eben wieder gesendet. Das erst würde uns so recht in Mondscheinstimmung versetzen, meinte er.

Als ich in die schöne luftige Kajüte hinabkam, die Onkel Peter so sorglich für mich gewählt hatte, lag da aus dem Bullauge herein über den Raum ein Ballen unwirklich zitternden Mondlichts. Ich verkroch mich in meine Wolldecken und philosophierte behaglich mit mir selbst über den Unterschied der europäischen und amerikanischen Mentalität. Was für seltsame Gedanken Bredo empfangen haben würde von eine Messingmondsichel und den Pawlowa-Visionen! Sie hätten ihm im Kopf gekribbelt, ihn um die ganze Erdkugel gejagt, eine Vorstellung hätte die andere verdrängt und erschlagen. Ned Thornton dagegen führt mit einer fabelhaften Konzentrationsgabe alle Fäden zurück auf sein Interesse für Maschinen im allgemeinen und Radio im besonderen selbst das Ballett und der Mondschein erinnern ihn an die letzten Wunder der Western Electric. Wenn Begrenzung und Konzentration der Gedanken eine allgemeine amerikanische Begabung und nicht speziell ihm und seiner Dame eigen sind, dann begreife ich gut, daß Amerika ein so reiches und mächtiges Land geworden ist. Dann müßten ja die Amerikaner eine Nation von Spezialisten werden: Was sie tun, das tun sie gründlich, sei es nun das „Abnehmen“ oder das „Radiohören“.

*

Als ich heute morgen zum Frühstück kam, saß Mister Thornton schon da mit seiner Joan und der einen der Marlenen. Sosehr er auch in seine Herzensdame verschossen ist, kam er doch zu mir herüber und lächelte mir ein so warmes „Gudmoening“ zu, daß ich ganz entzückt war, und gab mir die Hand und setzte sich dann auf den Stuhl neben mir und sah mir zu, wie ich Spiegeleier aß.

(Fortsetzung folgt).

Stellenmarkt

Bewerbungen auf Chiffre-Anzeigen keine Original-Zeugnisse beifügen. Zeugnis-Abschriften, Lichtbilder usw. müssen auf der Rückseite Namen und Anschrift des Bewerbers tragen

Angebote

Tüchtige, selbständige (2158

Verkäuferin

für unsere Abteilung Damen-Fertigkleidung (Stadt- u. Landschaft) zum 1. April gesucht.

Gebr. ten Brink,
Gronau i. Westf.

Manufakturwaren-, Konfekt.- u. Aussteuergeschäft (Nähe Rheine) sucht zu bald tüchtige (2151

Verkäuferin

die in allen Abt. durchbedienen kann. Ausführl. Ang. auch über Eintrittsmögl. unter „Verkäuferin" an die Münsterländische Volkszeitung, Rheine.

Tüchtige, durchaus selbständige

Verkäuferin

für die **Abteilung Damen-Bekleidung** und **Kleiderstoffe** zum 1. April 38, evtl. später, **gesucht.** Bewerbungen mit Lichtbild, Zeugnisabschriften und Gehaltsansprüchen erbeten 2137

Alfons Weller, Lingen-Ems.

Modes!

Suche eine tüchtige 2123

1. Arbeiterin

die auch im Verkauf bewandert ist. Kost und Logis im Hause. Offerten unter K 106 an die Kreisztg., Ahaus.

Tüchtige kath. 2138

Putzarbeiterin

welche auch verkaufen kann, mögl. bald bei freier Station gesucht. Off. unter Nr. 1162 an C. Wüllner in Stadtlohn.

Haustochter

mit höh. Schulbildung für städt. Haushalt auf d. Lande bei höh. Beamten, 3 Kinder, zum 15. 3. oder 1. 4. gesucht. Hausmädchen u. Waschfrau vorh. Off. u. R G. 1005 an den Neuen Emsboten, Warendorf. (2166

Kinderliebe 2133

Hausgehilfin

bald gesucht.

Franz Belker, Konditorei u. Café, **Krefeld,** Breitestr. 47. Tel. 26668

Zum 1. 3. suche ich zur selbst. Führung meines Geschäftshaush. ein tüchtiges, kath. (2155

Mädchen

geg. hohen Lohn u. gute Behdlg. bei Fam.-Anschluß. Offerten mit Zeugnisabschr. u. E H 13 an die Münsterländ. Volksztg., Rheine.

Für sof. o. z. 15. 3. saub. kath.

Mädchen

16—17 J., zur Erl. der bürgerl. Küche u. d. Haushalts bei Fam.-Anschl. gesucht. Ang. m. Bild an

Frau Rosa Konermann,
Rheine, Waldmarkstr. 23. (2154

Zuverlässiges (2170

Mädchen

mit guten Zeugnissen für alle Hausarbeit gegen gut. Lohn ges. Zweitmädchen vorhanden.

Frau Heinr. Linfert, Duisburg-Meiderich, von der Marktstr. 57.

Suche für meinen Geschäftshaushalt, Bäckerei u. Konditorei auf dem Lande, ein braves, ehrliches kath. 2094

Mädchen

im Alter von 16—18 Jahren, zum 15. 3. bezw. 1. 4. Guter Lohn und vollständiger Familienanschluß zugesichert. Offert. unter 2094 an d. Anz.-Verw. der Zeno, Münster.

Ein nicht zu junges 2100

Mädchen

am liebsten vom Lande, f. Geschäftshaushalt (Haus- und Gartenarbeit) zum 1. April gesucht. Off. u. S M 240 an die Dülmener Zeitung, Dülmen

Wegen Heirat des jetzigen suche zum 15. März, evtl. später, braves kath.

Mädchen

nicht unter 18 Jahren, für meinen kleinen landw. Haushalt, bei Fam.-Anschluß

Frau Heisenkötter,
Billerbeck-Bombeck, Fernruf 10.

Junger kath. 2159

Bäckergeselle

für Ende März und kath.

Hausgehilfin

für April-Mai gesucht.

B. Meyer, Bäckerei u. Konditorei, **Gronau i. W.,** Buchenallee 7.

Für Arzthaushalt auf dem Lande wird selbständiges 2132

Erstmädchen

zum 1. 4 gesucht. Angebote unter Z 45 an die Halterner Zeitung in Haltern i. W.

Aelteres sauberes, in allen Hausarbeiten erfahrenes

Mädchen

mit gut bürgerl. Kochkenntnissen, zu zwei Personen in Einfam.-Haus zum 15. 3. oder 1. 4. gesucht. Putz- und Waschfrau vorhanden. Beding.: gute Zeugnisse.

Ang. a. **Frau Max Heusener, Duisburg,** Bürgerstr. 74

Besseres perfektes 2082

Alleinmädchen

25—30 Jahre alt, sauber u. zuverl., für Küche und Haus in mod. Etage (3 Personen) **nach Düsseldorf gesucht.** Hilfe vorhanden. Gut. Lohn Angeb. mit Bild, Lebenslauf u. Ansprüchen erb. u. F 818 an **D. Schürmann, Anz.-Mittl., Düsseldorf.**

Zum 15. März oder später wegen Erkrankung des jetzigen ein zuverl.

Alleinmädchen

in kleinen Haushalt (2 Pers., 1 K.) gesucht. 2116

Zumloh, Regierungsdirektor, **Münster,** Haus Grael, Werse 43.

Suche zum sofortigen Eintritt ein

junges Mädchen

nicht unter 19 Jahren, für Haushalt und Wirtschaft. Familienanschluß. Angebote unt. J 333 an die Halterner Zeitung, Haltern i. W. 2131

Bauernhof bei Münster sucht für April 2086

Stütze der Hausfrau

bei Familienanschluß und Gehalt. Angebote unter Nr. 2086 an die Anzeigen-Verwaltung der Zeno, Münster i. W.

Suche für sofort **tüchtiges** 1997

Mädchen

für die Küche, welches selbständig kocht und die Hausfrau voll u. ganz vertreten kann. Zweitmädchen vorhanden. Angebote unt. 1997 an die Anzeigenverwalt. der Zeno, Münster.

Suche zum 1. April für meinen kl. Haushalt (drei Pers.) ein ehrliches, braves kath. 2010

Mädchen

nicht unter 18 Jahren, für Haus-, Küchen- u. Gartenarbeit, bei Fam.-Anschluß und gutem Lohn. Küche kann erlernt werden. Mädchen vom Lande bevorzugt.

Josef Serges, Billerbeck i. W.
Telephon 80.

Ehrliches kath. 2014

Mädchen

nicht unt. 20 Jahren, vom Geschäftshaushalt in **Haltern** zum 10. März gesucht. Nähkenntnisse erwünscht. Offerten unter R 410 an die Gesch. der Halterner Zeitung, Haltern.

Für meinen Geschäftshaushalt suche ich zum 1. oder 15. März ein pflichttreues, in Küche, Haus- u. Gartenarbeit erfahrenes, sauberes 1865

Mädchen

bei gutem Lohn. Gute Zeugn. erf.

Ww. Jos. Neding,
Wirtschaft u. Manufaktur.-Geschäft, **Havixbeck** bei Münster i. W.

Ein Geschäftshaushalt in **Emsdetten** sucht zum 1. April ein brav. kath.

Mädchen

im Alter von 14—15 Jahren, für leichte Arbeiten. Offerten unter A B 88 an die Geschäftsstelle der Emsdettener Volkszeitung, Emsdetten.

Suche zum 1. April ein ordentl. kath.

Mädchen

das auch bei landw. Arbeiten und beim Melken hilft. Guter Lohn und gute Behandlung werden zugesichert.

Frau Vitus Lohmann,
Binnum bei Otten.

Suche ordentliches kath. 2140

Mädchen

nicht unter 20 Jahren, das auch melken kann (1 Kuh), für Küche u. Haush. Lohn und Antritt nach Uebereinkunft.

Frau Wilh. Weyer, Stadtlohn,
Mühlenstraße.

Suche zum 1. 4. ein tüchtiges

Zweitmädchen

für alle Hausarbeiten, das auch im Nähen bewandert ist. (2156

Frau Rechtsanwalt Strotmann,
Rheine, Marktstraße 15.

Jüngerer selbständiger 2142

Maler- u. Anstreichergehilfe

in Dauerstellung gesucht. Gleichzeitig suche ich einen kath.

Lehrling

sofort oder zu Ostern, bei vollem Familienanschluß. Persönliche Vorstellung erwünscht.

Hermann Feldkamp,
Maler- und Anstreichermeister,
Epe i. Westf.

Suche zum 15. 3. oder 1. 4. tüchtig kath. 2114

Mädchen

für alle Arbeiten in Küche, Haus u. Garten. Famil.-Anschluß.

Frau Fr. Segger,
Buchdruckerei,
Greven i. W.,
Münsterstr. 10.

Junges 2091

Mädchen

zu sofort od. 15. 3. für kl. Geschäftshaushalt (Wirtsch. u. Bäckerei) auf d. Lande gesucht. Guter Lohn und Familienanschluß

Frau El. Wessing
Bösenfell
bei Münster,
Dorf 17.

Wegen Verheirat. meiner Tochter f. Landwirtstochter als 2093

Stütze

erfahren in Haus und Garten, zum 1. April.

Frau Große Fels
Hohenholte
über Münster
Westf. 2.

Eingef. Großhandelsunternehmen sucht zum Verkauf erstkl. Waren tüchtigen, vorwärtsstreb. (2102

Vertreter

der den ihm zugeteilten Bezirk dauernd u. intensiv durcharbeit. und sich bei Landwirten und Gewerbetreibd. gut einzuführen versteht. Geboten wird hohe **Provision bei Dauerstellung.** Nur wirkliche Verkäufer wollen sich melden unter 2102 an die Anz.-Verw. der Zeno, Münster. (2102

Wir suchen gut eingeführten 2088

Handelsvertreter

der Kolonialwarenbranche für die einschlägige Detail- und Großhandelskundschaft. Wir bieten hohe Provision, Spesenzuschuß und weitgehende propagandistische Unterstützung.

Angebote mit Referenzen erbeten an

Heßler & Co.,
Hesco-Suppen-Spezialfabrik,
Düsseldorf-Benrath.

Jg. Chauffeur

für sofort oder in 14 Tagen zum Brotfahren gesucht. 2016

Alons Brüning, Bäckermeister.
Emsdetten. Telephon 602.



Optiker Overhage
jetzt
Prinzipalmarkt 31
neben Buchhandlung Thiele

Wir suchen 1. April 1938 einen kath. (2105

Volontär-Verwalter

der alle Arbeiten auf 500 Morgen großem Betrieb mitverrichtet. Ebenso wird eine kath.

Bauerntochter

zur weiteren Ausbildung, zum 1. 4. 38 als Stütze der Hausfrau gesucht.

Offerten mit Lohnforderung sind zu richten an

Theodor Bonmann, Gut Bredenbeck b. Appelhülsen.

Zum 15. März 2144

Dekorateur

zur Aushilfe, evtl. Wanderdekorateur, der unsere 10 Schaufenster zugkräftig dekorieren kann, gesucht. Bewerb. mit Bild u. Ansprüchen an

Hugo Ernsting Söhne, Coesfeld.



Für einen Arzthaushalt in **Berlin** ein in Küche und Haushalt erfahrenes 2163

jg. Mädchen

zum 1. April oder früher gesucht. Zweitmädch. vorhanden. Wäsche außer dem Hause. Desgl. ein

zweites

für frauenl. Haushalt (1 Pers.) in **Münster.** Angebote unter 1560 an die Westag-Agentur Vendel, Münster/Westf.

Allein-Mädchen

wegen Heirat des jetzigen für kl. Haushalt (3 Erwachsene) z. 15. 3. oder 1. 4. gesucht.

Frau A. Worms
Münster,
Gereonstraße 22.
Tel. 25864.

Großhandlung in Rheine sucht sofort für Opel-Blitz-Lieferwagen ehrlichen und zuverlässigen 1976

Chauffeur

Offerten unter G 230 an die Münsterländische Volkszeitung, Rheine.

Elektriker

durchaus selbständig, in Dauerstellung für sofort gesucht. 2104

F. Reismann, Fachgeschäft für Elektro- und Radiotechnik,
Rheine, Heinrichstraße 5.

Tüchtiger 2096

DKW-Monteur

gesucht.

Hürter, Münster i. W.,
Ludgeriplatz.

Jüngerer kath. 2177

Gärtnergehilfe

sofort oder später für gemischten Betrieb und Friedhof gesucht. Kost und Wohnung im Hause. Guter Lohn. Offerten unter K K 33 an die Geschäftsstelle der Emsdettener Volkszeitung, Emsdetten.

Tüchtiger 2124

Schneidergehilfe

sofort gesucht.

Josef Enning, Ahaus,
Coesfelder Straße 72.

Zu sofort oder 15. März tüchtiger

Schneidergehilfe

gesucht. 2174

Josef Mecking, Schneidermeister,
Kleinreken, Kreis Borken.

Suche einen tüchtigen jungen

Herrenfriseur

zum 15. März. Kost und Wohnung im Hause. Guter Lohn wird zugesich.

Herrenfriseurgeschäft Karl Wesker,
Ahaus i. W., Königstr. 22. Tel. 216.

Zu sofort oder später ein tüchtiger

Bäckergeselle

sowie ein 2175

junger Mann

zum Bedienen der Kundschaft ges.

Heinrich Sonntag, Bäckerei.
Borken, Kornmarkt 4. Ruf 356.

Bäckergeselle

mit Führerschein Kl. III, zum sofortigen Eintritt gesucht; auch ein

Lehrling

zum 1. 4. gesucht. 2152

Th. Dingmann, Rheine.

Zum 1. April 2153

Lehrling

für meine Bäckerei und Konditorei gesucht.

Heinrich Sendker, Bäckermeister,
Rheine, Kugeltimpen 5.

Suche zum 1. April oder später einen flotten, kräftigen 2034

Bäckerlehrling

mit guten Schulkenntnissen.

Bäckerei-Konditorei Alb. Gröpper,
Dortmund, Neuer Graben 57.
Telephon 25072.

Suche zum 1. 4. einen 2129

Bäckerlehrling

R. Rummeling,
Burgsteinfurt,
Steinstraße 13.

Bäckerlehrling

aus gutem kath. Hause, für Bäckerei und Konditorei zu Ostern gesucht.

Wilh. Hendker, Dortmund,
Friedrichstraße 62. Ruf 26006.

Gesucht wird zum 1. 4., evtl. später,

Lehrling

für gemischten Betrieb. 2125

Hans Muermans, Bäckerei und Konditorei, **Ahlen,** Viktor-Lutze-Straße 18.

Zum 1. 4. wird ein tüchtiger kath.

Bäckerlehrling

eingestellt. 2128

Anton Dreier, Emsdetten,
Münsterstraße 17. Telephon 326.

Suche zum 1. 4. einen tücht. kath.

Schuhmachergesellen

Off. unter Nr. 2126 an die Anz.-Verw. der Zeno, Münster. 2126

Zeitschriften-Lieferbote

mit Fahrrad u. Kaution, sucht (2135

Heinrich Leenders, Dortmund,
Schwanenstraße 1.

Suche zum bald. Eintritt tüchtig.

Erstknecht und 1 Jungen

der etwas mit Pferden umgehen kann. Gut. Lohn u. Fam.-Anschl.

Landwirt Bußmann,
Dülmen, Tiberstr. 1. (2168

Zum 1. April tüchtiger kath. (2015

Pferdeknecht

und ein **Junge**

bis 16 Jahre alt, gesucht.

G. Telaak, Haldern Rhld., Kr. Rees.

Zum 15. März kath. 2113

Junge

von 16—18 J., der gut mit Pferden umgehen kann, gegen guten Lohn gesucht. Offert. unt. H M 27 an die Dülmener Zeitung, Dülmen.

Verdienstsuchende! Lesen Sie! 2172

30-40 Rm. wöchentl. Mehrverd. durch neu erprobte Vertriebs-Methode. Einricht. v. Vertriebsstellen. Kein Hausieren, kein Vertr. von Kaffee, Waschmitteln od. dgl. Leichte Tätigkeit. Kapital n. erford. Ellefferten unter 2172 an die Anzeigenverwaltung der Zeno, Münster.

Suche zum 1. April einen bis 17jährig. kräft., schulentlass. kath.

Jungen

für landw. Arbeiten auf mittl. Gut in Münster. Fam.-Anschl. Guter Lohn nach Uebereink. Off. unt. 1561 an Berl.-Vertr. Vendel, Münster.

Suche zum 15. 3. oder später einen ehrl. kath. 2095

Jungen

im Alter v. 14-17 J., für leichte landw. Arbeiten. Voller Familienanschluß. Angebote mit Lohn sind zu richten an **Bauer Bernard Inckmann, Münster-Gievenbeck,** Möllmannsweg 21

Erfolge nur durch Werbung!

Gesunder Boden
verliert an Kraft
bei Raubbau an seinen
Nährstoffvorräten!
Reiche Ernten
verbrauchen viel Kali.
Die meisten Böden sind
kaliarm. Kräftiger, lagerfester Pflanzenwuchs, hohe
und gehaltvolle Ernten
durch
verstärkte Anwendung
der verbilligten
Kalisalze!

Suche zum baldigen Eintritt einen jungen kath.

Ackerknecht

bei guter Behandlung und gutem Lohn.

Bernh. Averkamp, Münster,
Gremmendorfer Weg 210.

Gesucht wird zum 1. April tüchtiger

Ackerknecht

für kleinere Landwirtschaft in gute Stellung. Angebote unter J D an Buchhandlung Sievert, Dülmen.

Melker

für 6—7 Kühe, zu sofort oder spät. gesucht. Etwas Nebenarb. erwünscht.

Herm. Nottarp, Münster-Gelmer,
Kemper 165. Hoher Heckenweg.

Suche für sofort einen zuverlässigen **Knecht** 2049

(Bauernsohn) für m. kl. Landwirtsch. u. Kohlenhandl. in Dauerstellg., bei gut. Lohn. Selbiger muß gut Viehpfleger sein und gut melken können.

August Elpeter, Gastwirt,
Gemen, Kr. Borken (Westf.)

Zu April oder Mai suche ein. zuverl.

Schweizer

zu 17 Milchkühen und dementsprechend Jungvieh. Bei gegenseitigem Einvernehmen kann zu November 1939 eine Wohnung zur Verfügung gestellt werden. 2147

Schlamann-Kleverth,
Stadtlohn-Hengeler.

Gesuche

Suche Stelle als Verkäuferin

in der Manufakturbranche zur weiteren Ausbildung. Off. unter D 40 an das Tageblatt in Ochtrup erbet.

Ein in allen Teilen des Haushaltes erfahrenes kath. 2139

Fräulein

35 J. alt, **sucht Stelle** in kleinerem, besserem Haushalt, oder bei älterem alleinstehenden Herrn zur Führung des Haushaltes. Selbiges war 5 J. in einer ähnlichen Stelle tätig. Näheres unter Nr. 1159 durch C. Wüllner, Stadtlohn i. W.

Suche für meine Tochter, 18½ J., Lyzeumsbildung u. 1½ J. Frauenschule, praktisch u. künstlerisch veranlagt, kinderlieb, 1996

Stelle als Haustochter

in feingebildeter, gut kath. Familie in der sie wirklich als Tochter gehalt wird und Arbeit und Geselligkeit mit dieser in gleicher Weise teilt.

Frau Dr. Jacobi, Dingelstedt,
Eichsfeld.

Landwirtstochter,

23 Jahre alt, kath., **sucht** zum 1. Mai Stelle in Küche und Haushalt Off. unt. G 8/133 an d. Emsdettener Volkszeitung, Emsdetten. 2127

Bauernsohn, 24 J. alt, kath., sucht zum 1. 4. 38 oder später Stelle als

Verwalter.

Habe die Landwirtschaftsschule besucht und war verschiedene Jahre in fremden Betrieben tätig. Offerten mit Betriebsbeschreibung u. Gehaltsangabe an 2085

Jos. Althoff, Herbern,
Kreis Lüdinghausen.

28jähriger verheirateter 2106

Bäcker- und Konditor

mit Meisterbrief, sucht Dauerstellung. Offert. unter Z 71 an die Dorstener Volkszeitung, Dorsten i. W.

Bäckergeselle

25 Jahre, der an saub., flott., selbst. Arbeiten gewöhnt ist, **sucht** sofort oder später Stellung. Offert. unter L 99 an die Münsterländische Volkszeitung, Rheine i. Westf. 2103

Kath. 2112

Landwirtssohn

der die Landw.-Schule besuchte, in fremd. Betrieb. tätig war u. m. sämtl. Arbeiten u. Masch. vertraut ist, **sucht** zum 1. 4. oder später **pass. Stelle.** Offert., evtl. mit Lohnangabe, unter K L 150 nach Gescher, postlagernd

Bauerntochter Perfekte 2141

kath., 26 Jahre, **sucht Stelle** zum 1. 4. od. spät. in gutbürgerlichem Haus, bei vollem Familienanschluß. Koch- und Nähkennin., in sämtl. Hausarb. erfahr. Ang. m. Lohnang. unt. Z 124 a. die Allgem. Zeitung, Coesfeld.

Schneiderin

24 Jahre alt, **sucht Stelle** bei tüchtiger Meisterin oder in einem Geschäft. Näher. unter Nr. 1160 an C. Wüllner, Stadtlohn.

Heiraten

Wollen Sie heiraten?

Ich vermittle. Honorar nach Erfolg. Rückporto erbet

Frau Gerlach,
Münster, (1545
Mühlenstr. 5 II.

Heirat / Einheirat

für Damen und Herren verm. reell, diskret u. m. Erfolg

Frau E. Kalthoff
Essen,
Horst-Wessel-Straße 56.
Tel. 41321

Vermischte Anzeigen

Baudarlehen

für Kino-Neubau, altes, rent. u. einz. Unternehmen am Platze, gegen gute Verzinsung gesucht. Anfr. und Angeb. unter E R 25 an die Anzeigenverw. der Zeno, Münster.

Habe eine 2jähr., belg. 2145

Fuchsstute

abzugeben.

Behler,
Stevede
über Coesfeld.
Ruf Coesfeld 232.

Familien-Anzeigen

finden beim ermäßigtem Grundpreis im Zeno-Anzeigenteil weiteste Verbreitung.

Gebr.
Automobile
Personen- u. Lieferwag. Gr. Ausw. neuest. Modelle in verschied. Stärke und Preislage zu verk. (Raten bahl.
Essener Autohaus, K.-G.
Essen, Ruf 44944
K.-Goring-Str. 54

Motorrad

DKW, 350 ccm, Baujahr 1936, 10000 km gelauf., billig zu verk.

Stadtlohn,
Kreuzweg rabe 2

1—2-PS- 2173

Motor

700tourig, mit Walz-beaw. Kug.-Lag., 380/660 Volt und

1 Anschlußkabel

(Anticrom), 55 Lfd. m. für einen 10 bis 15-PS-Motor **zu kaufen ges.**

Angeb. unt. RW 220 an die Borkener Zeitung, Borken.

13/40 **Ford,** 2- und 4türig, 10/50 **Mercedes** 6/30 **NSU Adler-Favorit** (7 Sitz.). **DKW-Schwebeklasse. Hanomag-Garant.** (2167

350 **NSU-Sport** verk. Schmelting, **Münster i. W.,** Hammer Str. 143. Tel. 26501.

Lokomobile

fahrbar, 30/50 PS, mit einwandfreien Papieren zu verkaufen Ab 1. 3. außer Betrieb. Anfr. u. Nr 2089 an die Anzeigen-Verw. der Zeno, Münster. 2089

„In der Kürze liegt die Würze!"

Ein Sprichwort, treffend für viele Angelegenheiten des Geschäftsmannes. In der Werbung darf er es jedoch nicht kennen. Wohl sollen die Texte kurz, einprägend, deutlich und verständlich sein, aber es darf ihm nie einfallen, die laufende Werbung einzuschränken oder zu kürzen.

Nur eine anhaltende, lückenlose Infektion kann anhaltenden Erfolg bringen.

Turnen – Spiel – Sport.

Falschurteile, Kampfrichter und Länderkämpfe.

Die deutsche Nationalstaffel im Amateurboxen hat im Verlauf von sieben Monaten fünf Länderkämpfe im Ausland bestritten, von denen vier unentschieden endeten und der fünfte die erste Niederlage seit 15 Monaten für den deutschen Boxsport brachte. Ausnahmslos waren verantwortungsbewußte Vertreter der deutschen Sportpresse Zeugen dieser Begegnungen, und mit ihnen waren sich die Offiziellen und Schlachtenbummler der Nationalstaffel darin einig, daß Falschurteile das Ergebnis dieser Kämpfe irregulär werden ließen. Gar zu leicht kann durch eine Betonung dieser Dinge in der Oeffentlichkeit der Eindruck entstehen, die deutsche Staffel könne nicht verlieren und fände stets neue Ausreden, um schwache Leistungen zu bemänteln. Nichts ist peinlicher für eine sportlich denkende Mannschaft und ihre Führung als das Gefühl, durch eine Wiedergabe richtiger Empfindungen Entschuldigungen zu formen.

Es muß vorausgesetzt werden, daß mit diesen Ausführungen weder nach Entschuldigungsgründen gesucht werden, noch den neutralen Kampfrichtern, die diesen Kämpfen vorstanden, irgendwie der Vorwurf gemacht werden soll, sich bewußt für das veranstaltende Land entschieden zu haben. Grundübel dieser ganzen Dinge ist und bleibt die nicht klare Fassung der internationalen Regeln, die Möglichkeit, dem Kampfrichter die Bewertung gewisser Kampfmomente zu überlassen und die Widersinnigkeit einiger Regelbestimmungen.

Die Wettkampfbestimmungen der FIBA (Féderation Internationale de Boxe Amateure) sagen über die Wertung: Es werden berücksichtigt a) Trefferzahl, Verteidigung, Angriff und Taktik (nach Ermessen). Verbotene Handlungen sind nicht zu bewerten. Die früher diesen Regeln beigegebenen Erläuterungen, in denen der Grad der Bewertung auseinandergesetzt worden ist, haben keine Gültigkeit mehr. Die praktische Uebersetzung dieser Wertungsvorschriften bedeutet, daß es dem Kampfrichter freigestellt ist, die Verteidigung besonders wertvoll zu benennen (England und Nordländer) oder nicht (mitteleuropäische Länder), daß eine Wertung des Nahkampfes und ein im Nahkampf vollendeter Schlagwechsel gar nicht stattzufinden braucht (keine Wertungsvorschrift in der FIBA-Regel) oder sehr entscheidend sein kann, wenn jeder Treffer, der korrekt gelandet ist, dabei gezählt wird (Regelaussetzung der FIBA), daß Angriff und Taktik nach eigenem Ermessen gewertet werden kann (FIBA-Regel), daß jeder korrekte Treffer zählt, gleichgültig, ob er den Gegner viermal bis „Neun" zu Boden bringt oder ob es vier unbehindert landende gerade Linke auf die Brustpartie sind, denen jede Wirkung und jeder Erfolg abzusprechen sind. Härte wird gegenwärtig nicht gewertet! (FIBA-Regel.)

Ein Kampfrichter kann also z. B. in einem Kampf einem Boxer den Sieg zusprechen, der drei Runden unaufhörlich rückwärts läuft, dabei den nachstürmenden und den Kampf erzwingenden Gegner ein paarmal mit der geraden Linken abstoppt, selbst viermal schwer zu Boden geschlagen wird, aber stehend über die Runden kommt. Er wertet in diesem Falle die Verteidigung (weil der Gegner verfehlte), gibt ihm für Taktik soviel Plus wie dem Gegner für den Angriff und setzt — da Härte nicht gewertet wird — die fünf Niederschläge gleichauf mit den 6—7 Linken, die wirkungslos, vielleicht mehr instinktiv trafen. Das Urteil dieses Kampfes würde für den Besucher und für jeden logisch denkenden Sportler unmöglich sein; es ist aber nach den FIBA-Regeln zu vertreten.

Ein Kampfrichter, der diesen Unsinn nicht mitmacht, sondern logisch handeln will, bewertet den Niederschlag stark und setzt den Angriff höher ein als einen Weltrekord im Rückwärtslauf. Kampfrichter, die in dieser Eigenschaft auch bei Berufskämpfen tätig sind, werten für die Härte eines Niederschlages so viel wie sechs korrekte Treffer.

Und nirgendwo bestehen Regeln, die die Kampfrichter einheitlich schulen und ausrichten, nirgendwo sind gleichmäßige Auffassungen schwieriger als beim Boxen. Solange der Boxkampf nicht mit dem Maßband oder durch den Zeitmesser gewertet werden kann, wird es Fehlurteile geben. Sie zu verringern, wird Aufgabe des FIBA-Kongresses sein, der im Monat Juni in Berlin tagt und dem sich eine Richterkonferenz anschließt. Kann man einem Kampfrichter vorwerfen, er habe falsch entschieden, wenn er als einziger Neutraler im Ring und als Punktrichter zugleich in acht harten und heißen Kämpfen Schwerstarbeit im Scheine von strahlenden Jupiterlampen leistet? Kann man es von einem Punktrichter als alleinigem Neutralen erwarten, daß er alles sieht, wenn er auf seinem Platz „festgenagelt" sitzt und dabei übersehen muß, daß ausgerechnet der Boxer X., der ihm den Rücken zukehrt, mehrere klare Treffer wirkungsvoll landet und dadurch den Sieg bei einem sonst ausgeglichenen Kampf verdient hätte? Wie kann ein Neutraler, auf dem bei ausgeglichenen Kämpfen die ganze Last der Verantwortung ruht, gleichzeitig ein guter Ringrichter und ein korrekter Zähler der klaren, unbehindert landenden Treffer als Punktrichter sein?

Der erstmalig von Deutschland vorgeschlagene, bei Ungarn — Deutschland eingeführte Grundsatz eines neutralen Schiedsgerichtes, scheint der einzig richtige Weg zu sein, die Verantwortung von einem auf drei Richter zu übertragen. Wieweit aber diese Kampfrichter einheitliche Weisungen über die Höhe der zu gebenden Hilfspunkte und Wertungspunkte erhalten, ist den Beschlüssen der FIBA auf ihrem Berliner Kongreß vorbehalten. Die Führung des deutschen Boxsports wird sich mit allen ihren Kräften dafür einsetzen, Aenderungen der bisherigen Regeln und ihrer Ausführungsbestimmungen zu erreichen, um dadurch die Wertung der Kampfrichter aller Länder einheitlich zu gestalten.

Polizei-Skimeisterschaften am Obersoch.

Rubatscher Kombinationssieger.

Die Deutschen Polizei-Skimeisterschaften wurden am Freitag in Hindelang mit dem Torlauf fortgesetzt. Die Schneeverhältnisse waren ausgezeichnet, und auch das Wetter unvermindert gut. Der Torlauf führte über 550 m bei einem Höhenunterschied von 190 m. In der offenen Klasse starteten 22 Mann, in der Altersklasse 1 waren es 14 und in der Altersklasse 2 25 Bewerber. Großes Pech hatte der Abfahrtssieger Bader aus Oberstdorf, der im zweiten Durchgang stürzte und damit seine guten Aussichten verlor. Sieger wurde Dr. Christmann-München vor Scherer. Rubatscher-München belegte den dritten Rang und wurde so mit seinem zweiten Platz aus der Abfahrt Sieger in der Kombination.

Torlauf: 1. und Deutscher Polizeimeister SS-Obersturmführer Dr. Christmann-München 127,6, 2. SS-Sturmmann Scherer-Füssen 128, 3. Rubatscher-München 130,8 Punkte.

Altersklasse 1: 1. Gend.-Hptm. Baer-Oberstdorf 136,8.

Altersklasse 2: 1. Kriminalass. Schmid-München 83,2.

Alpine Kombination: 1. und Deutscher Polizei-Skimeister Rubatscher-München 987,6, 2. Scherer-Füssen 989, 3. Dr. Christmann-München 999,6.

Neusel gegen Foord.

Der zweite Kampftag in Hamburg, der am Ostersonnabend stattfindet, bringt, wie bekannt, außer dem Kampf von Schmeling gegen Dudas noch die Begegnung von Walter Neusel mit dem Südafrikaner Ben Foord. Ben Foord hat noch eine alte Rechnung mit Walter Neusel zu begleichen und die im November 1936 in London erlittene Niederlage wettzumachen, Walter Neusel will zeigen, daß er nicht hinter Schmeling zurücksteht. Neusel erstrebt seit dem Jahre 1934 einen zweiten Kampf gegen Schmeling. Man hebt ihn anscheinend für später auf.

Neusel hat seinen letzten Kampf im Oktober des Vorjahres in London gegen Maurice Strickland ausgetragen und damals eine — allerdings umstrittene — Punktentscheidung zu seinen Gunsten erhalten. Im Juni des Vorjahres wurde er, nachdem er im Februar seinen dritten Kampf gegen den früheren britischen Meister Jack Petersen gewonnen hatte, von dem jetzigen britischen Schwergewichtsmeister Tommy Farr in drei Runden entscheidend besiegt. In diesem Kampf hatte Neusel aber unter einer Knieverletzung zu leiden, deren Ausheilung dann in Deutschland erfolgte. Es wird, da Walter Neusel auch 1935 und 1936 nur im Ausland gekämpft hat, also seit dem Jahre 1934 das erstemal sein, daß Deutschlands zweitbester Schwergewichtler wieder in einem deutschen Ring kämpft. Da Neusel in diesem Jahre im 31. Lebensjahr steht und schließlich nicht mehr lange in der ersten Front bleiben wird, hat der Hamburger Kampf für Neusel große Bedeutung. Eine Niederlage ist wie bei jedem Boxer gleichbedeutend mit dem Verlust der Aussicht auf große Börsen.

Vom halten und Parken

In der Straßen-Verkehrsordnung, die seit dem 1. Januar in Kraft ist, ist ein Unterschied gemacht zwischen Halten und Parken. Was unter diesen beiden Begriffen zu verstehen ist, ist bereits seit Jahren eine große Streitfrage die schon oft die Gerichte beschäftigt hat. Leider ist auch in der neuen Straßen-Verkehrsordnung keine eindeutige Definition für die beiden Begriffe gegeben, sodaß nach wie vor damit zu rechnen ist, daß sich zwischen Kraftfahrern und Verkehrsbeamten Meinungsverschiedenheiten ergeben werden, ob ein Halten oder ein Parken vorliegt. Allerdings sagt § 16 der Straßen-Verkehrsordnung, daß Parken, das Aufstellen von Fahrzeugen ist, soweit es nicht nur zum Ein- und Aussteigen oder Be- und Entladen geschieht. Aber darin kann man keine absolut zutreffende Definition erblicken. Man könnte aus dieser Fassung vielleicht schließen: Ein Parken liegt dann vor, wenn das Fahrzeug für wirklich längere Zeit unbenutzt stehen bleiben soll. Dagegen müßte man von einem Halten des Fahrzeugs sprechen, wenn das Fahrzeug während des Stillstandes Mittelpunkt irgendwelchen Geschehens ist, wie Ein- und Aussteigen, Be- und Entladen etc. Aber ganz zutreffend ist auch diese Definition noch nicht. Denn wenn beispielsweise ein Fahrer anhält, um schnell einen Brief in den Kasten zu werfen, eine Schachtel Zigaretten zu kaufen oder sonst nur wenige Minuten dauernde Angelegenheit zu erledigen, so hat das mit dem Fahrzeug als solchem gar nichts zu tun. Es würde also nach unseren Ausführungen ein Parken vorliegen. Dem aber widerspricht, daß es sich ja nur um einen ganz kurzen Aufenthalt handelt. Kurz, wie die Dinge liegen ist eine genaue Abgrenzung zwischen Parken und Halten unmöglich. Der Kraftfahrer muß da sehr oder fast ausschließlich sich auf das Wohlwollen der Verkehrsbeamten verlassen, von denen schließlich in zweifelhaften Fällen allein die Entscheidung abhängt. Ein Berliner Verkehrspolizist, der bei den Kraftfahrern sehr bekannt und wegen seiner Umsicht sehr beliebt ist, hat einmal, als er über die heikle Frage des Unterschieds zwischen Halten und Parken Auskunft geben sollte, geantwortet: „Das hängt von den Umständen ab. Ist es still, kann sich der Fahrer ruhig Zigaretten aus dem Laden holen; bei starkem Verkehr darf es natürlich nicht sein!" Diese Einstellung — das wäre im Interesse aller Kraftfahrer sehr zu wünschen — sollten sich alle Verkehrsbeamten zu eigen machen. Es hängt wirklich nur von den Umständen ab, ob eine Handlungsweise des Kraftfahrers zulässig erscheint oder nicht.

Wetterbericht

der Reichswetterdienststelle Essen-Mülheim.

Vorhersage für Sonntag: Bei frischen südlichen Winden wolkig, doch noch meist trocken, mild.

„Er war besser als sein Ruf."

Ein Denkmal für Doktor Eisenbart in Magdeburg.

In Magdeburg, wo Doktor Eisenbart längere Zeit seinen ständigen Wohnsitz hatte, erhält dieser weltberühmte Medikus jetzt ein Denkmal. Vor dem Neubau eines Bankhauses soll ein Brunnen mit einer Gesamthöhe von 5 Metern errichtet werden. Aus einem Brunnenbecken steigt dann eine quadratische Säule, auf der die Figur des Doktors stehen wird.

Joh. Andreas Eisenbart wurde 1661 in Wietach (Unterbayern) geboren. Er unterrichtete sich in Bamberg bei einem priviligierten Bruch- und Steinschneider und begann mit 24 Jahren als Chirurg seine selbständige Tätigkeit. Vor dem kurfürstlichen Medizinalkollegium zu Dresden bestand er eine Prüfung, ließ sich 1703 in Magdeburg nieder und begab sich von diesem Standort aus auf seine Reisen kreuz und quer durch Deutschland. Eisenbart wurde später vom König von Preußen mit dem Titel „Königlich Preußischer Rat und Hofkulist" sowie in Hannover mit dem Prädikat „Landarzt" ausgezeichnet.

Schon hieraus ist zu ersehen, daß Eisenbart nicht nur ein reiner Quacksalber und Scharlatan gewesen sein kann, der mit Pferdekuren auf die leidende Menschheit losging — wie es nach dem berühmten Lied den Anschein hat —, sondern über handfeste Kenntnisse verfügt haben muß. Das Lied, das Eisenbart der Vergangenheit entriß, ist übrigens viele Jahrzehnte nach seinem Tode, wahrscheinlich in Göttinger Studentenkreisen, entstanden. Die Ausübung des Gewerbes eines Chirurgen im Umherziehen auf Jahrmärkten, war eben zeitbedingt, ebenso das Anlocken der Kundschaft durch marktschreierische Reklame in der sich Eisenbart nach und nach eine große Meisterschaft erwarb. In scharlachrotem Rock, mit Hut und Degen, umgeben von zahlreichen Bediensteten, bestieg er das Bretterpodium in seinem Zelt, um seine große Kunst mit kräftigem Stimmaufwand den staunenden Gaffern darzutun, wobei es an der überschwenglichen Aufzählung von Titeln und Auszeichnungen sowie der wunderbaren Erfolge nicht fehlte. Andererseits wird aber die Fertigkeit des reisenden Chirurgen als geschickter Operateur in zeitgenössischen Berichten anerkannt. Er soll sogar eine Nadel zur Starbeseitigung erfunden und seine Instrumente durch Ausglühen sterilisiert haben.

Am 11. November 1927 wurde der 66jährige auf einer Geschäftsreise vom Tode ereilt, er starb im Gasthaus „Zum wilden Mann" in Hann.-Münden. Eine Holzplastik ist an dem Hause angebracht, und unter der Figur Eisenbarts ist eingeschnitten: „Er war besser als sein Ruf." Ferner erinnert an den Wander- und Wunderarzt ein Werk von Professor Eberlein im Städtischen Museum, wie er mit einer Riesenzange seinem Opfer einen Zahn ausreißt. An der Nordseite der alten Aegidienkirche zu Münden aber befindet sich Eisenbarts Grabstein mit der Inschrift:

„Allhier ruhet in Gott
Der weiland hochedle, hocherfahrene,
Weltberühmte Herr
Joh. Andreas Eisenbart
Königlicher Großbritannischer und
Churfürstlicher Braunschweig-Lüneb.
Privilegirte Landarzt wie auch
Königl. Preußischer Raht und
Hofculiste von Magdeburg
Geboren Ano 1661
Gestorben 1727 D. 11. November
Altatis 66. Jahr.

Statt Karten!

Ihre Vermählung geben bekannt

Franz Kleining
Erika Kleining geb. Teuwsen

Paderborn, den 28. Februar 1938
Jahnplatz 2 2109

Möbel

Brautleute! Bevor Sie Möbel kaufen, besichtigen Sie bitte unverbindl. meine reichhaltige Ausstellung!
Meine Preise:
Schlafzimmer, echt eiche, 180 breit, **360,–**
Küche: Büfett 180 br., m. Tisch, 2 Stühlen, **175,–**
Speisezimmer, echt eiche und eiche gerixt, von **255,–** Rm. an,
franko Lieferung. Annahme von Ehestandsdarlehen und Kinderbeihilfen

Möbelhaus H. Mensing, mech. Tischlerei, 189
Gescher i. W., Kirchplatz 6. Ruf 269

Treibriemen

in Kernleder, Balata, Balatras – Zynka, Kamelhaar und Gummi
liefert zu günstigen Preisen aus Lagervorrat 792
Cl. Leugering, Rheine i. W.
Holzriemscheibenfabrik.

Zuchtvieh-Versteigerung

in **Münster** in **Westfalen**
(Halle Münsterland)
Dienstag, den 8. März 1938
Zur Versteigerung gelangen 11 Uhr
200 gekörte Bullen und
80 Zucht- u. Gebrauchsrinder des **rotbunt.** Tieflandschlages



Alle Tiere stammen aus seuchenfreien Beständen, sind gegen Maul- u. Klauenseuche schutzgeimpft und auf Bazillus-Bang untersucht.
Westfäl. Rinderstammbuch der Rotbuntzüchter, Münster i. W., Engelstraße 40. Fernruf 20525. [2083



Langjährige wissenschaftliche Forschung und ein großes Werk bürgen für die Güte der **Warta**-Seife mit Hautnahrung.
Stück 18 ₰ • gr. Stück 28 ₰

Neue 654
Autoreifen
in allen Größen wieder auf Lager
Münsterisches Autobereifungshaus u. Neugummierwerk
Hans Stieglitz, Münster
Georgskommende 11/13.
Tel. 26837

In allen Brillenfragen wenden Sie sich in Münster an
Spiker & Sturm am Kiepenkerl Bogenstr. 9

Verkauf eines Bauernhofes! Letzter Verkaufstermin!
Im Auftrage des Bauern Herrn Gerh. Linsel in **Mehringen**, Kr. Lingen, werde ich am **Donnerstag, dem 3. März d. J., nachm. 3 Uhr, im Hotel Möller, Emsbüren,** seinen in Mehringen b. Emsbüren (Bahnstation Leschede) gelegenen **Hof in Größe v. ca. 80 Morg.** Acker, Wiesen, Weiden, Holzung u. Oedland, mit gut. Gebäuden, letztmalig öffentl. meistbiet. z. Verkauf aussetzen. Die Besitzung liegt 10 Minuten von kath. Kirche und Schule. **In diesem Termin erfolgt der Entscheid über den Zuschlag.**
Eberh. Appelhans, beeid. Auktionat, **Lingen. Tel. 461.**

Die Hälfte eines Doppelwohnhauses
mit ca. 6 Scheffelsaat, per 1. 4. 38 **zu verpachten.** Die Wohn- und Wirtschaftsstätte liegt etwa 4 km von Rheine, in der Nähe des Bahnhofs, der kath. Kirche und Schule.
Näheres **Hermann Fuest, Rheine,** Kirchplatz 1.

Bäckerei
zu pachten oder zu kaufen gesucht. Offerten unter L M an das Tageblatt in Ochtrup erbet. [2108

Baufinanzierungen
Hypotheken f. Neubauten b. Reichsbürgschaft bis 75% Beleihungshöhe. 5% Zinsen. Auch Beleihung von Altbesitz. **Keine Besichtigungs- und Schätzungskosten. Kein Kostenvorschuß.** Kostenlose Beratung durch 2107
Hans Bößler, Haltern i. W., Druusstraße 15. Telephon 371.

Gebraucht, gut erhalten
Behördl. Mäntel, gef., 19,75, 14,50, **Mil.-Röcke** 6,75, 6,25, 5,95, **Tuchbreeches** 3,95, **Reithosen mit Lederbesatz** 7,50, **Mil.-Hemden** 1,20, **Mil.-Unterhosen** 1,20, **Inf.-Stiefel,** 7,50, 6,75, 6,—, **Inf.-Stiefel,** vorgeschuht, 9,75, **Ziv.-Wint.-Joppen** 9,75, 8,75, **Manchesterjoppe m. Breeches** 12,75, **Drellhose** 1,65, **Drelljacke** 1,65, **Schnürschuhe** 3,95, 3,25, 2,75. Versand gegen Nachnahme. Preisliste verlangen. — Bei Nichtgefallen Geld zurück. **Fr. Marcus, Frankfurt (Oder), Breitestr. 214.** [2078

90 g versilbert **Marken-Bestecke-Porzellan**
Solide Preise bis 12 Monatsraten fordern Sie gratis. Angebot mit Katalog. (665
Rodenbach-Husmann, Essen 46.

Im Kreise Steinfurt ist zum 1. 4. oder später eine abgeschlossene
4- bis 5-Zimmer-Wohnung
fließ. Wasser, Veranda, Badebenutzg., auf Wunsch Gartenland und Stall, **zu vermieten.** Off. unter 2121 an die Anz.-Verw. der Zeno, Münster.

Neuheit: Schwarze Rose!
Ein Sortim. **Edelbuschrosen** in den Farben: weiß, kupfer, orange, bronce, rot, rosa, lachs u. prachtv. Mischfarben. **Nur solange Vorrat. Bestell. Sie sof.** Sort. A—I, B—3 Exemplaren der schwarzen Rose. Lieferung **ab März bei frostfreiem Wetter.**
10 Stück II W. nur 1.50
A—20 Stück II W. nur 3.— M
B—60 Stück II W. nur 8.40 M
Pracht-Kletterrosen in verschiedenen Farben
10 Stück II W. nur 3.— M
Jede Pflanze mit Namen u. Farbe sowie Kulturanleitung gratis direkt v. Züchter; Garantie: Gesunde, wüchsige Pflanzen, blühen n. dieses Jahr. 2084
Wilh. Michel 3, Steinfurth 3 über Bad Nauheim.

Hautkrankheiten hoffnungslos? Mixtura Vonderbecke
wurde fachärztlich erprobt, indem wir nachweisb. unt. ärztl. Kontrolle auch bei schweren Fällen Erfolg hatten. Lesen Sie, was Geheilte sagen. Erhältlich in allen Apotheken. Verlangen Sie Prospekt. Alleiniger Hersteller: 452
R. v. d. Becke, Essen 35, Grusonstr. 1

Bei **Rheuma,** Gicht, Arterienverkalkung hilft Dr. Helmholz **Radiopinol und Radiosalol**
Prospekt gratis durch **Essen-Schließfach 615.** [908

Druckluft-Bremsen
für Zugmaschinen u. Anhänger
Einbau, Reparaturen, Ersatzteile
Anton Brand, Münster i. W.
Lingener Straße 9 Tel. 40927

10 Paar Rm. 4,50 franko
gebrauchte echte **Wildleder-Fingerhandschuhe** repariert, best. gepaart, i. Garten- und Schmutzarbeit usw. Versand per Nachnahme. Bei Nichtgefallen Geld zurück.
Fr. Marcus, Frankfurt (Oder), Breitestraße 215. [2077

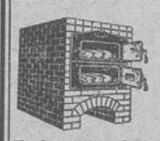
Münster, jetzt Spiekerhof 15/16

50 prima extradünne Rasier-**Klingen 1,85 Rm.** franko. Bei 100 St. 3,25 Rm. Man fordere Probe frei. Großvertrieb Schlösser, Recklinghausen, Kwll 41

Eine fabrikneue, schwere 2171
Fräsmaschine
mit Schwenkarm u. angebaut. Drehstrommotor, 380 Volt, sofort preiswert zu verkaufen. Angebote unter Nr. 2158 an das Bocholter Volksblatt in Bocholt.

Hämorrhoiden
auch blutende, können Sie **ohne Salben, ohne Zäpfchen, ohne Einnehmen** beseitigen durch ein neues Verfahren. Auskunft durch:
J. Mantz, Hamburg 23, Schlegelsweg 4. 2160

Benutzen Sie die günstige Gelegenheit während d. Fastnachtstage zum Einkauf von
Teppichen, Läufern, Gardinen
bei **Jeggle** Münster i. W. Salzstraße 24



Der beste Backofen
für Sie ist der massiv gebaute
Westfalia
Er beansprucht wenig Platz, geringen Holzverbrauch und gewährleistet gleichmäßiges Backen. Er macht sich in kurzer Zeit bezahlt. Verlangen Sie Prospekte auch über Räucher- und Aufbewahrungs-Apparate von der ältesten westfälischen Spezialfabrik [0000
Wilh. Brüggemann, Soest I.

Verkauf eines Bauernhofes! 2. Verkaufstermin!
Für Herrn Bauer Ignatz Hölscher in Schapen, Kreis Lingen, werde ich am Mittwoch, dem 2. März d. J., nachm. 4 Uhr, im Hotel Westhoff in Schapen seinen daselbst gelegenen **Hof,** bestehend aus fast neuen Gebäuden, Äcker, Wiesen und Weiden, in Größe von etwa 52 Morgen, nochmals öffentlich meistbietend zum Verkauf aussetzen. Die Besitzung liegt 10 Min. von kath. Kirche u. etwa 300 Meter von der Hauptstraße entfernt.
Bei annehmbarem Gebot erfolgt in dies. Termin der Zuschl.
Eberhard Appelhaus, beeidigter Auktionator, **Lingen-Ems.** Telephon 461.

Sehr gut erhalten: 2169
1 Ford-Lieferwagen
mit Spriegel und Decke, 1½ t,
1 8zyl. Horch-Limous.
6sitzer, 20/80 PS.,
haben günstig zu verkaufen.
Gebr. Essing, Rhede, Bez. Münster Fernruf 2077 Amt Bocholt.

Anhänger
ein 6-To.-Ladefl., 6 × 2,10, Zwilling
ein 5-To.-Ladefl., 4,5 × 2,—
ein 4-To.-Ladefl., 4 × 2,—
ein 2,5-To.-Mercedes, sowie mehrere
Luft- und Elastik-Reifen 2136
zu verkaufen.
Scherwinski, Dortmund, Bleichmärschstraße 42. Tel. 33669.

Heirat' sie Heirat' er
Betten von TROCHE müssen her
Münster i. Westf.
Nur Ludgeristraße 34 2162

Zuckerkranke
verl. Prosp. [1585
Deutschländer, Striegau/Schles.

Wo finden Anzeigen größte Verbreitung? **In der Zeno-Zeitung!**

Durch die Anzeige wird man schnell bekannt